

SUPERVISION

Theorie – Praxis – Forschung

Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift
(peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. Dr. Dr. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung, Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

in Verbindung mit:

Univ.-Prof. Dr. phil. (emer.) **Jörg Bürmann**, Universität Mainz

Prof. Dr. phil. **Wolfgang Ebert**, Dipl.-Sup., Dipl. Päd., Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Hückeswagen

Dipl.-Sup. **Jürgen Lemke**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Prof. Dr. phil. **Michael Märten**, Dipl.-Psych., Fachhochschule Frankfurt a. M.

Univ.-Prof. Dr. phil. **Heidi Möller**, Dipl.-Psych. Universität Innsbruck

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit; Rorschach

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Hückeswagen

Prof. Dr. phil. (emer.) **Alexander Rauber**, Hochschule für Sozialarbeit, Bern

Dr. phil. **Brigitte Schigl**, Department für Psychotherapie und Biopsychosoziale Gesundheit, Donau-Universität Krems

Univ.-Prof. Dr. phil. **Wilfried Schley**, Universität Zürich

Dr. phil. **Ingeborg Tutzer**, Bozen, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper, Hückeswagen. Supervision ISSN 2511-2740.

www.fpi-publikationen.de/supervision

SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung

Ausgabe 14/2019

Stadtteilarbeit mit alten Menschen - ein integrativer Ansatz
zur Verhinderung von Segregation im sozialen und
ökologischen Raum

*Hilarion G. Petzold, Brigitte Zander (1985/2019).**

* Aus der „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“, staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Düsseldorf, Hückeswagen. Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>). Diese Arbeit hat die Sigle 1985.

Zusammenfassung: Stadtteilarbeit mit alten Menschen - ein integrativer Ansatz zur Verhinderung von Segregation im sozialen und ökologischen Raum (Petzold, Zander1985)

Der Beitrag von 1985 stellt ein Projekt sozialgerontologischer Stadtteilarbeit als Methode integrativer Soziotherapie und Sozialarbeit vor, um die Segregation von alten Menschen in *sozialen* und *ökologischen* Mikroräumen zu verhindern, die Entfremdung und Vereinzelung zur Folge hat und Gesundheitsrisiken birgt - ein frühes und immer noch innovatives Dokument für „embeddedness-zentrierte“, *ökologische* und *soziale* Intervention und Netzwerkarbeit des Integrativen Ansatzes in Theorie, Methodik und Projektumsetzung.

Schlüsselwörter: Sozialgerontologie, sozialökologische Intervention, embeddedness-zentrierte Altenarbeit, Stadtteilarbeit, *Integrative Therapie*

Erschienen als: *Petzold, H.G., Zander, B.*(1985): Stadtteilarbeit mit alten Menschen - ein integrativer Ansatz zur Verhinderung von Segregation. In: *Petzold, H. G.* Mit alten Menschen arbeiten, München: Pfeiffer(1985a) 159-201., Neuaufl. (2004a) 321-360.

Summary: Urban district Intervention with Older People - An Integrative Approach to Preventing Segregation in the Social and Ecological Space (Petzold, Zander1985)

The article from 1985 presents a project of social gerontological district work as a method of integrative sociotherapy and social work to prevent the segregation of old people in social and *ecological* micro-spaces, which leads to alienation and isolation and poses health risks - an early but still innovative document of networking and “embeddedness centered” *ecological* and *social* intervention of the Integrative Approach in theory, methodology and project implementation.

Keywords: social gerontology, socio-ecological intervention, embeddedness-centered work with the elderly, district work, *integrative therapy*

Stadtteilarbeit mit alten Menschen – ein integrativer Ansatz zur Verhinderung von Segregation im sozialen und ökologischen Raum

Hilarion G. Petzold, Brigitte Zander (1985)

1. Überlegungen zum Kontext und zu den Hintergrunddimensionen für Stadtteilarbeit

Das Problem der *Ausgrenzung* alter Menschen aus dem Hauptstrom gesellschaftlicher Aktivität, wie sie in den modernen Industriegesellschaften in sehr spezifischer Form geschieht (originäre und rurale Sozietäten hatten und haben andere Ausgrenzungsformen; *Koty* 1936; *Kucher* 1961), hat vielfältige Ursachen, die im einzelnen hier nicht analysiert werden können. Schlagwortartige Anmerkungen mögen genügen.

Der Wandel der Familienstruktur führt dazu, daß »Mehrgenerationen-Familien in einem Haus« seltener werden. Das Extended-Family-Modell wird von alt und jung nicht mehr gewünscht. Die gesteigerte Lebenserwartung, die größtenteils sehr langen »Empty-nest-Perioden«, die Betonung der Selbständigkeit bei Eltern und erwachsenen Kindern (*Majce* 1982) führen – zumindest oberflächlich betrachtet – zu einem Wunsch nach »Intimität in der Distanz« (*Rosenmayr* 1978; 1983). Kommen wir im klinischen und sozialarbeiterischen Kontext indes mit den *vereinsamten* alten Menschen in Kontakt, die von ihren Kindern abgeschoben worden sind oder sich von ihnen verlassen fühlen und die verletzt und verbittert sind oder durch die Gebrechen des Alters eingeschränkt, auf andere Menschen zuzugehen, die also auf ihre Familien angewiesen wären, so wird die Kategorie der »Intimität in der Distanz« fragwürdig oder grenzt sich zumindest auf den mobilen und vitalen älteren Menschen ein.

Die Übernahme der Versorgung alter Menschen durch den Staat ist ein weiteres gewichtiges Moment der Ausgrenzung. Wo die Familie in Pflege und Betreuung nicht mehr eintritt, springt die Gemeinschaft ein, und in der Regel geschieht dies durch Institutionen, die aus Mangel an finanziellen und personellen Ressourcen die Betroffenen *konzentrieren* müssen, um sie versorgen zu können. Die Versorgungsleistungen werden weniger differentiell, anonym und weitgehend entemotionalisiert vollzogen. Ein Pflegeheim kann engagierte familiäre Hauspflege nicht ersetzen. Dem Sog der Konzentration, der mit erheblichen Einschränkungen der Selbstverfü-

gung und persönlichen Freiheit einhergeht, versuchen sich alte Menschen, soweit es ihnen möglich ist, zu entziehen («ich will auf keinen Fall ins Heim»). Sie vermeiden deshalb auch, im Bezug auf Hilflosigkeit »auffällig zu werden«. Sie schränken ihren Lebensraum stärker ein, als dies auf der Grundlage eines gesicherten Lebensgefüges notwendig wäre.

Die konsum- und profitorientierte Gesellschaftsform schließlich fokussiert auf gesellschaftliche Gruppen, die im Zyklus von Produktion, Konsum und Verwertung »potent« sind. Kleinstrentner sind keine interessante Zielgruppe für die Produktenwerbung, nur vorübergehend für die Werbemanager der Parteien dann nämlich, wenn Wahlen anstehen. Alte Menschen können ihre Arbeitskraft nicht mehr verkaufen. Sie gehören zum alten Eisen. Sie sind »zu alt für . . .«, für die meisten Dinge. Fremdattributionen werden zu Selbstattributionen, und so entsteht *Marginalität*. Wer nichts mehr leistet, ist nichts mehr wert. Dem Unnutzen bleibt der Rückzug. Im 19. Jahrhundert wurden die Leute als alt betrachtet, die physisch nicht länger in der Lage waren, an ihren sozialen Welten teilzunehmen (*Hareven 1977*).

Durch den gesetzlich verfügbaren Ruhestand erfolgt eine Zuschreibung von Unfähigkeit, die bei vielen nur virtuell, aber nicht tatsächlich zutrifft (*Goffman 1963, 2*). »Old people are classed . . . with children and the handicaped, on the assumption that people in these categories must be regarded as dependants and that society as a whole has a responsibility to assure that all who are dependent are not deprived of some measure of assistance« (*Lakoff 1976, 645*). Selbst wenn man ein Leben lang dafür gezahlt hat, kommt bei vielen Menschen dieses Gefühl der Abhängigkeit und des Almosenempfangens auf, so daß selbst bei vorliegender Armut sich weite Kreise scheuen, Leistungen in Anspruch zu nehmen, die ihnen gesetzlicherseits zustehen (*Bujard/Lange, 1978*). Nicht das biologische Alter zählt, sondern das »soziale Konstrukt« Alter, und das ist in vieler Hinsicht durch Stigmatisierungen (auch *self-stigmatisation*) gekennzeichnet. Die Kopplung der Begriffe »arm und alt« ist nicht neu. Sie hat in unserer Gesellschaft nicht an Bedeutung verloren. »Dependency, disability, and isolation as the normal expectation for the old in our society« (*Friedmann 1960, 139*) hat mit der Einrichtung des Wohlfahrtsstaates nicht abgenommen. Sie sind subtiler geworden. Der Rollenverlust alter Menschen und damit der Ausschluß von weiten Bereichen gesellschaftlichen Lebens (*Rosow 1974*) ist sozial produziert. Das »post-parental life« (*Deutscher 1962*) gewährleistet nur vorübergehend Freiräume und ein Mehr an Kontakten, solange nämlich die Repräsentanz der eigenen Gruppe im sozialen Netzwerk noch relativ dicht ist. Den »peers« gegenüber ist es auch

einfacher, sich das Älterwerden einzugestehen (*Hochschild* 1973, 65 f), zumal wenn man sich »gar nicht so alt« fühlt. Anderen Altersgruppen gegenüber jedoch wirkt sich das Attribut »alt« mit seinen vielfältigen negativen Konnotationen als Stigma aus: »an attribute that is deeply discrediting« (*Goffman* 1963, 3). Die schädigenden Attributionen der »Feinde von außen« werden internalisiert und damit zu »Feinden von innen« (*Petzold* 1965, dieses Buch S. 15). »Old people share with other members of society the typical view of old people. They have certainly been members of society long enough to have been socialized into a »normal« point of view, and the moral career of the stigmatised includes this important first step« (*Matthews* 1979, 67; vgl. *Goffman* 1963, 32). Stigmatisierte werden entweder in Asylen »konzentriert«, oder sie bilden, sofern die Gesellschaft ihnen dieses gestattet, relativ geschlossene kleine Gruppen, oder sie vereinzeln sich, weil sie dadurch kleinere Angriffsflächen bieten, und entwickeln verschiedene Strategien, die durch die Stigmatisierung gefährdete Identität zu schützen. *Matthews* (1979, 72 ff) beschreibt *nach außen gerichtete Strategien*, wie z. B. Verschweigen des Alters, Umdefinieren des Alters (es zählt, daß das Herz jung ist), Leistungsfähigkeitsbeweise, Vermeidung bedrohlicher Situationen – und *nach innen gerichtete Strategien*: Zeichen des Alters werden uminterpretiert, alten Aktivitäten werden neue Bedeutung gegeben, Rechtfertigungen (sie besuchen mich nur nicht, weil . . .). Es ließen sich noch zahlreiche derartige Strategien herausarbeiten, insbesondere solche, durch die die Segregation noch akzentuiert wird, wie z. B. die Unterteilung zwischen alt und jung: »Was können die jungen Menschen an alten Menschen denn interessant finden?« (siehe unten). Marginalität beginnt sich so allmählich als Lebensstil auszubilden, und es kommt zu segregativen Selbstkonzepten. »Nach so langer Zeit der Einsamkeit in meinem Alter mit 83 Jahren mag ich keinen Kontakt mehr zu anderen alten Menschen. Die haben ihre eigene Geschichte und ihre eigenen Schwierigkeiten« (siehe unten).

Natürlich können Aussagen über die Armut, Einsamkeit, Isolation, Beziehungslosigkeit zur Familie usw. niemals global für *die* alten Menschen gemacht werden. Die individuellen Schicksale sind zu unterschiedlich, die Gruppierungen variieren (*Thomae* 1983). Ein großer Teil der Forschung, die Negativpositionen affirmiert, konzentriert sich nur auf die fehlenden Kontakte und nicht darauf, welche Kontakte aufrechterhalten wurden (*Bennett* 1980; *Lowenthal/Robinson*, 1976). Weiterhin sind besonders alte Menschen in Institutionen untersucht worden, also besonders kranke oder gebrechliche Personen (*Zimmermann* 1977). Aus dem klinischen Feld und aus der Sozialarbeit kommen nur Berichte über Problemgruppen; aber das

sind genau die Populationen, die besondere Hilfestellung benötigen und um die es bei psychosozialen Interventionen in erster Linie geht. Erfasst wird auch nicht die Situation der »unauffälligen« alten Menschen in der Marginalität, die den Rückzug als Lebensstil gewählt haben. In stadtteilbezogener Arbeit allerdings stößt man auf sie. Es handelt sich um Menschen, die ihre »sozialen Welten« verloren haben, deren soziale Netzwerke ausgedünnt sind, die kaum noch Austausch und Interaktion haben. In ihren sozialen Atomen (Petzold 1979, dieses Buch S. 132 f, 250 f) sind Kern- und Mittelzone verödet, und Personen aus der Randzone, wie z. B. Briefträger, Verkäufer am Zeitungsstand, Verkäuferin, Hausmeister, rücken in den Kernbereich, der damit keine emotionale Dichte hat. Die »sozialen Welten« sind blaß geworden, besonders wenn man sie mit *Shibutani* (1961) als »organized outlooks« definiert, die von Menschen, die miteinander in Interaktion stehen, *geschaffen* werden. Der Mangel an instrumentellen Ressourcen, die als »linking devices« dienen können (Auto, Telefon, Briefe bei eingeschränkter Schreib- und Lesefähigkeit), machen die »shared perspectives arising out of common channels of communication« (Unruh 1983, 14), die für das Konzept der »sozialen Welt« im Sinne von *Strauss* (1978) so wesentlich sind, nicht mehr möglich. Die Betroffenen verlieren dadurch ihrerseits die Perspektive in der Einschätzung von anderen Menschen und sozialen Kontexten. So entsteht *Segregation*.

Obleich sich ein größeres Interesse an Fragen des Alterns und des Alters, ja sogar des Sterbens allenthalben zeigt, zu einem guten Teil erzwungen durch die dramatische Veränderung der Bevölkerungsstruktur (*United Nations* 1980), die unter anderem zu der »UN-World Assembly on Aging 1982« führte, und obgleich sich auch unter alten Menschen Zeichen eines sich wandelnden Selbstverständnisses bemerkbar machen (Graue Panther, Selbsthilfegruppen, vgl. *Unruh* 1984; *Meier/Seemann*, 1982; *Gronemeyer/Bahr*, 1979), so läuft dies doch nicht auf einen globalen Bewußtseinswandel hinaus, der angesichts der demographischen Entwicklung notwendig wäre. Von 200 Millionen Personen über sechzig im Jahre 1950 auf 307 Millionen im Jahre 1970 steigend, werden für das Jahr 2000 580 Millionen Menschen über 60 Jahre prognostiziert – zwei Drittel der über 60 Jahre alten Mitbürger werden in den Entwicklungsländern zu finden sein (*United Nations* 1980, 3). Auch hierzulande, wo die Zahlen erheblich, aber nicht ganz so drastisch steigen werden, wird man mit den Mitteln der Institutionalisierung oder der sozialen Mikrointervention, wie z. B. Therapie- und Selbsterfahrungsgruppen, nicht mehr auskommen. Es wird auf seiten der alten Menschen einen Druck zur Eigenaktivierung geben und auf seiten der Gesellschaft einen Druck, sich stärker und allgemeiner mit Altersproblemen und älteren

Mitbürgern auseinanderzusetzen. Die Masse der Segregierten wird zu groß werden, um sie durch Strategien des Ignorierens zu handhaben. Es wird notwendig werden, Interventionen auf der *Meso-* und auf der *Makroebene* (Petzold 1982) zu entwickeln. Auf der *Makroebene* mit politischen Entscheidungen, in Gesetzgebung und Verordnungen müssen die Maßnahmen von der Sicherung der ökonomischen Ressourcen alter Menschen bis zur Planung im Bereich des Wohnungs- und Städtebaus, der Medien- und Informationspolitik, der Studienschwerpunkte (Geragogik, Gerontotherapie, Sozialgerontologie) bis hin zu schulischen Inhalten, Informationen über Alter, Krankheit und Sterben im lebenskundlichen Unterricht (death education) und vor allen Dingen zu familienpolitischen und arbeitsmarktpolitischen Entscheidungen reichen (Förderung von Mehrgenerationen-Haushalten, flexible Altersgrenze, Tagessätze für Hauspflege, usw.).

Auf der *Mesoebene* sind Gemeinwesen- und Stadtteilarbeit bislang die einzigen Interventionsformen. Hinzu gerechnet werden könnten noch geragogische Bildungsprogramme, wie sie sich in den Erwachsenenbildungseinrichtungen der größeren Kommunen zunehmend entwickeln (einschließlich der Projekte der »*universités de troisième âge*«, Brassens 1983). Die Bildung von Interessenverbänden, psychosozialen Netzwerken, regionalen und überregionalen Diensten wird eine weitere Aufgabe sein. Die Vernetzung und Öffnung von geschlossenen Institutionen der Altenarbeit zum Gemeinwesen hin (Hummel 1982), die Integration alter Menschen in Aufgabenbereiche mit Jungen (Kindergarten-, Hort- und Schulprojekte, Petzold 1985) könnten weitere Formen der Meso-Intervention sein. Theoretisch und methodologisch stehen wir mit diesen Entwicklungen und Aufgaben noch ganz am Anfang. Für die theoretische Konzeptionierung im Bereich der Altenbildung, wie sie von uns entwickelt wurde, sei auf andere Veröffentlichungen verwiesen (Petzold/Bubolz, 1976; Bubolz 1983), da sie auch für die Konzeptionierung von Stadtteilarbeit wichtige Perspektiven hergeben. Vorstellungen zur Heimarbeit finden sich bei Steiner-Hummel und Hummel (1979; Hummel 1982). Einige Überlegungen zur Stadtteilarbeit auf dem Hintergrund verschiedener Projekte und verbunden mit einem Erfahrungsbericht sollen nachstehend vorgelegt werden.

2. Konzepte zur Stadtteilarbeit

Die voranstehend aufgezeigte Situation läßt gemeinwesenorientierte Interventionen, hier spezifisch Stadtteilarbeit, als sinnvolle Maßnahmen erscheinen, die soziale Isolation alter Menschen zu durchbrechen, Vernetzungen unter den Betroffenen herzustellen, Negativattributionen des sozialen Umfeldes alter Menschen zu beeinflussen, dysfunktionale Selbstattributionen zu modifizieren, neue soziale Welten zu erschließen und damit ein größeres Maß an Lebenszufriedenheit durch Partizipation am »main stream of community life« zu gewährleisten. Stadtteil- und Gemeinwesenarbeit haben sich als Strategien der Sozialarbeit (Wendt 1983), später dann im Rahmen der Erwachsenenbildung (Höllenstein 1982; Blaschek et al., 1983) und im Rahmen von Selbsthilfe- und Bürgerinitiativen (Rucht 1982; Huegener 1983) herausgebildet, und zwar nicht auf der Grundlage sozialtechnologischer, sondern politischer Hintergrundmotivation (Bayer 1983; Fuchs 1982; Schulz 1981); dies gilt zumindest für die BRD und – wenn auch in weitaus geringerem Maße – für Frankreich. Unsere eigene Position konkretisiert sich aus den *Erfordernissen der Praxis* durch Projekte in der Drogen- und Altenarbeit, die wir seit Mitte der 60er Jahre durchgeführt haben (Petzold 1965) und die zum Entwickeln des Konzeptes der »Therapiekette« (chaîne thérapeutique) geführt haben (idem 1965; 1969; 1981a; 1982). Als Gestalttherapeuten sind wir durch die Theorien und Experimente zu alternativen Wegen des Lernens und der politischen Arbeit von Paul Goodman beeinflusst (Goodman 1967; 1968; Blankertz 1983; 1985). Paul Goodman hat neben Modellen zu politischen Aktionen und zu Bürgerinitiativen mit seinem Bruder, dem Architekten Percival Goodman, schon früh ökologische Überlegungen in seine Konzepte und Initiativen einbezogen (Goodman/Goodman, 1947). Einer seiner Kerngedanken war der Widerstand gegen Makrosysteme, gegen den »Staatlichkeitswahn« (Blankertz/Goodman, 1981), gegen die Tendenz insbesondere sozialistisch ausgerichteter Staatsformen, jedweden Lebensbereich total zu kontrollieren, staatlich zu verwalten und damit die gewachsenen Strukturen immer weiter zu gefährden und beständig neue und größere Teile der Bevölkerung zu »klientelisieren«. Goodman tritt dafür ein, die Selbsthilfepotentiale zu aktivieren und die Eigenverantwortlichkeit der Betroffenen zu mobilisieren, damit sie ihre Sache selbst in die Hand nehmen. Dies ist kein kapitalistisches Konzept von Privatinitiative, sondern ein »kritisch-pragmatisches« in der Tradition des »anderen Sozialismus« (Blankertz 1983; Sperber 1982).

2.1 Der Stadtteil als soziales Feld

Stadtteile sind soziale Felder von mehr oder weniger großer Kohärenz. Der Grad der Kohärenz ist abhängig von der Unversehrtheit gewachsener Strukturen, wie z. B. eingesessener Familien mit langzeitigen, über mindestens zwei Generationen reichenden Nachbarschaftsverhältnissen. Kommunikative Kristallisationspunkte sind z. B. Geschäfte und Einkaufszentren, Gaststätten, Kneipen mit Stammpublikum und breitgestreuter Frequentierung, Kinderspielplätze, Parkanlagen mit Sitzgelegenheiten, Bürgerzentren, lebendige Pfarreien, Lichtspielhäuser mit Regionalpublikum, lebendiges traditionelles Vereinswesen (Turn- und Schützenvereine), Clubs, Interessen- und Berufsorganisationen, lokale Parteiarbeit, traditionelle Stadtteilstfeste usw. Auf einem derartigen Hintergrund können sich informelle und formelle Kommunikationsnetze bilden, die Informationen transportieren, gute und schlechte Nachrichten, Klatsch und Tratsch übermitteln. Auf einem solchen Hintergrund gedeihen soziales Interesse und Engagement und natürlich auch Gerüchte und Intrigen. Ein Stadtteil kann als »soziale Welt« betrachtet werden (*Shibutani* 1961; *Strauss* 1978; 1979; 1982). Und natürlich enthält ein Stadtteil wiederum zahlreiche soziale Welten, das sind gemeinsam erlebte und wahrgenommene Situationsbewertungen aufgrund kommunikativen Austausches (*Unruh* 1983, 14) und gleichzeitig auf der Grundlage lebenspraktischer Funktionsabläufe und instrumenteller Austauschvorgänge. Diese phänomenologische Perspektive der *Lebenswelt*konzeption in der Tradition von *Husserl* und *Schütz* und die symbolvermittelte Perspektive in der Tradition *G. H. Meads* muß ergänzt werden: einerseits durch die Perspektive einer *Vernetzung* aufgrund wechselseitiger Anziehungen und Abstoßungen, die soziometrische Perspektive *Morenos*, und andererseits durch das Konzept von Beziehungsgeflechten – zuweilen Filz – auf der Grundlage ganz konkreter materieller Interessenslagen. Die *Dichte* der »sozialen Welt« Stadtteil und ihrer Teilwelten ist bestimmend für die Produktion von Segregation und Marginalität, entweder dadurch, daß viele Menschen durch ein zu weites, durchlöcherteres soziales Netzwerk fallen, oder dadurch, daß diskordante und nonkonforme Individuen an den Rand gedrängt oder ausgeschlossen werden, denn als »kohärent« charakterisierte Stadtteile können einen hohen Konformitätsdruck erzeugen. In neuen Vierteln, umgebauten, wieder aufgebauten Quartieren finden wir weniger von den Elementen, die einen hoch kohärenten Stadtteil kennzeichnen, bis hin zu kohäsionsarmen oder -losen Bezirken. In diesen können alte Menschen sehr schnell in eine gänzliche Isolation kommen, vergessen werden, bis sie gefunden werden,

schon Wochen tot oder vielleicht nur bemerkt von »unseren Brüdern, den Ratten« (*Dansel* 1982). In solchen sozialen Welten haben es auch die Kinder schwer (*Damon* 1977). Die sozialen Support-Systeme derartiger Lebenswelten sind mager (*Cantor* 1975; *Caplan* 1974; *Gelfand/Olsen*, 1980). Die Isolation ist für Menschen in marginalen Positionen schlecht zu durchbrechen, da die vorhandenen sozialen Welten sehr klein, relativ geschlossen und unzugänglich für Außenseiter sind. Wiedereingliederungen stoßen dann an doppelte Barrieren, die des sozialen Feldes und die inzwischen von den Marginalisierten selbst aufgebauten (*Bennett* 1980). Der »kohärente« Stadtteil ist also nicht für alle ein sicherndes soziales Feld, nicht für unliebsame »Zugereiste« und nicht für »drop outs«.

2.2 Das Quartier als ökologischer Raum

Das Quartier als »socio-physical system« (*Steele* 1972) ist »environmental context«, der durch seine räumlichen Gegebenheiten Alternsvorgänge beeinflusst (*Byerts/Howell/Pastalan*, 1979; *Tews* 1977). Seit dem Aufkommen der »ökologischen Psychologie« (*Barker* 1963; *Proshansky* et al., 1970; *Bronfenbrenner* 1978) und seit *Nahemow* und *Lawton* (1973) ihre »ökologische Theorie des Alterns« unter Rückgriff auf Umweltstimulations- und Adaptionstheorien (*Helson* 1964; *Wohlwill* 1964) entwickelten, ist der ökologischen Dimension in der Gerontologie zunehmend Beachtung geschenkt worden (*Birren* 1969; *Lehr/Olbrich* 1976; *Thomae* 1976; *Baltes* et al., 1982; 1983; *Lawton* et al., 1970; 1976; 1978). Zwar bezieht sich die Mehrzahl der Arbeiten psychologischer Autoren auf Mikrosysteme, wie z. B. Heime (*Townsend* 1962; *Moos* 1981), Hausprojekte (*Lawton* et al., 1975; *Baltes* et al., 1983) u. a., jedoch lassen sich die Erkenntnisse dieser Arbeiten auch auf die ökologische Mesoebene – und ein Quartier kann hier eingestuft werden – übertragen. Alte Menschen reagieren, insbesondere im hohen Alter oder in Situationen erhöhter »Verwundbarkeit« (*Brown/Harris*, 1978), auf Veränderungen im ökologischen Setting sehr sensibel (*Tews* 1977; *Lester/Baltes*, 1978). Hier nun sind zwei Perspektiven zu unterscheiden: außenverfügte Veränderungen (Abriß, Umbau, Einschlag, Anpflanzung, Umzug, Relokation) und persönlich bedingte Veränderungen, z. B. Verlust der Mobilität durch Unfall, Gehbehinderung, so daß vertraute Örtlichkeiten nicht mehr aufgesucht werden können. Das Maß an Vertrautheit und Identifikation mit Lokalitäten, »an denen man besonders hing«, entscheidet über die Betroffenheit bei Veränderungen. Ökologische Räume können das Wohlbefinden fördern oder ihm abträglich

sein. Landschaftliche Schönheit, Buntheit, Abwechslungsreichtum, angenehmes Ambiente üben einen fördernden Einfluß auf den alten Menschen aus (Carp 1977), wohingegen bedrückende Kontexte, insbesondere in Verbindung mit Isolation und Reizentzug (Bungard 1975; Zimmermann 1982), zu Abbau und schwerwiegenden Schädigungen der Persönlichkeit führen (Sosna 1983; Ernst et al., 1977).

Die *Bewertung* des ökologischen Raumes durch die Klienten, die Beziehung zu ihrem Quartier und den von ihm eingeschlossenen Lokali-täten muß in diagnostischer Hinsicht exploriert werden. Dabei ist dem Phänomen der »Übertragung auf Örtlichkeiten« besondere Bedeutung beizumessen (»hier wurde schon mein Vater geboren«; »hier sind wir schon seit Generationen zu Hause«), da mit ihm Gefühle aus frühen sichernden Bindungen einhergehen, deren Verlust oder Beeinträchtigung zu schwerwiegenden Erschütterungen der Persönlichkeit führen kann. Coping-Hilfen bzw. Hilfestellungen bei der Umgewöhnung und bei der Neubewertung eines ökologischen Kontextes können verhindern, daß die eintretenden »Adaptionen« mit dem Verlust von Kompetenzen (z. B. Mobilität) einhergehen.

2.3 Alte Menschen und Stadtteilarbeit – methodische Aspekte

Über Stadtteilarbeit mit alten Menschen liegen im deutschsprachigen Bereich nur wenige Erfahrungen vor. Zumeist handelt es sich um kleinere Projekte und Initiativen (Rommelspacher 1982; Wiedemann 1982) oder um Berichte aus gemeinwesenorientierter Arbeit in der institutionellen oder offenen Altenhilfe bzw. aus Forschungsprojekten (Stieglitz 1982; Steiner-Hummel/Hummel, 1981; Weber 1983; vgl. Deutsches Zentrum für Altersfragen 1982; Blaschke 1982). Für die theoretische Fundierung oder eine methodische Elaboration von stadtteilbezogenen Interventionen gibt die Mehrzahl der Projektberichte wenig her (Krüger 1980). Diese Situation kann sich und wird sich kaum ändern, solange nicht stadtteilbezogene Altenarbeit von seiten der öffentlichen Hand nachhaltiger gefördert wird und entsprechende Forschungsvorhaben möglich werden.

Stadtteilarbeit, die im wesentlichen vom persönlichen Engagement derer getragen wird, die sie durchführen, ohne Rückgriffmöglichkeiten auf große Ressourcen, braucht deshalb nicht ineffektiv oder von eingeschränktem Nutzen zu sein. Der Einsatz, die Innovationsfreude und die persönliche

Kreativität sind Elemente, die sozialwissenschaftlich hochkarätige Interventions-Designs durchaus aufwiegen können.

Wesentlich sind allerdings eine theoretische Orientierung, Vorstellungen über das Alter, Wissen über die Situation alter Menschen, Bewußtsein über die ethischen Prämissen der geplanten Intervention, Erarbeitung von realistischen Zielen aufgrund dieser metatheoretischen Positionen und der sorgfältigen Analyse des Kontextes, des Quartiers in seinen sozialen und ökologischen Dimensionen. Lebenswelt- und Ressourcen-Analyse dürfen sich nicht nur auf die Betroffenen beziehen, auch die Ressourcen des Stadtteils als System sind wesentlich. Diese Arbeit steht am Anfang jeder Intervention und muß u. a. folgende Fragen aufnehmen:

- Welche Kohärenz hat der Stadtteil?
- Welche funktionsfähigen Strukturen sind für die Zielgruppe vorhanden?
- Auf welche Sozialagaturen öffentlicher und privater Art kann zurückgegriffen werden?
- Wie geschlossen sind die sozialen Welten des Quartiers?
- Welche sozialen Netzwerke sind mäßig, gut oder schwer zugänglich bzw. unzugänglich?
- Wie wird im Stadtteil mit Marginalität umgegangen, bzw. wie wird sie produziert?
- Welche Gruppierungen von Drop-Outs gibt es?
- Welche Einstellung findet sich in welcher Sozialwelt zu alten Menschen?
- Welche Kommunikationswege und Medien, welche »linking devices« sind vorhanden?
- Wo sind potentielle Sympathisanten, wo potentielle Gegner des Projekts?
- Wie ist die ökologische Qualität des Quartiers?
- Wie ist es um seine Funktionalität im Hinblick auf die Bedürfnisse und die teilweise eingeschränkte Mobilität alter Menschen bestellt?
- Wie sieht die Zugänglichkeit zu ökologischen und sozialen Kristallisationspunkten aus? usw.

Hinzu kommen natürlich Fragen nach der Größe der Marginalgruppe, nach dem Umfang des Interventionsbedarfs in quantitativer und qualitativer Hinsicht. Dabei ist die Ansprechbarkeit der Zielgruppe in Rechnung zu stellen, ihre Kooperationswilligkeit und -fähigkeit, ihre Motivationslage, ihre Probleme, Bedürfnisse und Konflikte.

Diese und ähnliche Fragestellungen (zu einer Systematik vgl. *Petzold* 1982) ergeben ein ziemlich plastisches Bild von der Situation des Stadtteils und seiner sozialen Welten, die aus der Beobachterperspektive aufgenom-

men und *kartiert* werden können (vgl. für Mikrobereiche den Behavior-mapping-Ansatz, *Baltes et al.*, 1983; *Lawton et al.*, 1976; *Ittelson et al.*, 1970) und die mit der kartierten Wahrnehmung sozialer Welten der Betroffenen und ausgewählten Experten (Gemeindegewalter, Mitarbeiter des Sozialamtes u. ä.) verglichen werden können. Diese Bestandsaufnahme ermöglicht einen Bezug zu den Ressourcen des Interventions-Teams und damit ein Abstecken des Interventionsrahmens und der Interventionsreichweite. Es muß in der Regel eine dezidierte *Reduktion von Komplexität* erfolgen, um zu »shooting interventions«, d. h. zu umsetzbaren und praktikablen Handlungsstrategien, zu finden. Durch Gruppierung, Sektoren- und Fokusbildung, Zielhierarchisierung, Zeitstaffelung, um nur einige komplexitätsreduzierende Operationen zu nennen, wird das Material strukturiert und im Hinblick auf methodische Zugangsweisen selektiert. Prinzipiell sind zwei Stoßrichtungen zu verfolgen: *klienten-* bzw. *zielgruppenzentrierten Interventionen* und *feldzentrierte Interventionen*. Die klientenzentrierten Interventionen sollen die Potentiale der Betroffenen mobilisieren, ihre Kompetenzen *restituieren* (reparativer Ansatz), soweit sie funktionsfähig sind, *erhalten* (stabilisierender Ansatz) und, wo Kompetenzen ausbaufähig sind, *entfalten* (evolutiver Ansatz). Es werden dadurch neue Freiheitsgrade und Handlungsspielräume eröffnet. Die feldzentrierten Interventionen zielen darauf ab, die für die Zielgruppe förderlichen Potentiale des Feldes zu mobilisieren und negative Wirkungsfaktoren zu neutralisieren oder zu beseitigen. Öffentlichkeitsarbeit, Information, die Suche nach Verbündeten, die Inanspruchnahme von Rechten und Ressourcen aus der Makroebene (gesetzlich gesicherte Ansprüche, politische Trends) sind hier mögliche Vorgehensweisen. Die feldbezogene Intervention wird in der Regel vernachlässigt, nicht zuletzt aus einer Scheu, die hierfür erforderliche politische Arbeit zur Repräsentation der Marginalgruppe und zur Sicherung ihrer Ansprüche zu leisten.

Zur Planung der Intervention und auch als Strukturierungshilfe für die Erhebung der erforderlichen Daten und zum Einordnen des Datenmaterials kann auf *Petzolds* Modell »Integrativer Intervention« (*Heekerens* 1984; 1985; *Petzold* 1979a; 1982; vgl. Abbildung S. 170) zurückgegriffen werden.

Unter dem Globalziel »Gewährleistung von Selbstregulation und Selbstverwirklichung im Lebenskontext – Humanisierung des Alters« haben wir zunächst sechs, dann sieben Richtziele herausgearbeitet.

INTEGRATIVE INTERVENTION

(aus Petzold, 1979c, 156 f; vgl. Heekeren 1985)

Globalziele	Gewährleistung von Selbstregulation und Selbstverwirklichung im		
<i>Richtziele</i>	PROPHYLAXE <i>präventive</i> Interventionen zur Verhinderung des Abbaus oder der Störung von Kompetenzen und Performanz*	ERHALTUNG <i>konservierende</i> bzw. stabilisierende Interventionen zur Erhaltung vorhandener Kompetenz und Performanz	RESTITUTION <i>reparative</i> bzw. rehabilitative Interventionen zur Behebung oder Verbesserung geminderter bzw. gestörter Kompetenzen und Performanz
<i>Grob- und Feinziele</i>	müssen zielgruppen-, person- und situationsspezifisch erarbeitet werden**	desgleichen ►	desgleichen ►
<i>Inhalte</i>	müssen zielgruppen-, person-, situations- und aufgabenspezifisch erarbeitet werden**	desgleichen ►	desgleichen ►
<i>Methoden</i>	agogische und medizinische Interventionen wie z. B. Sport, Bewegungsgagogik, kognitives Training, Sozial- und Kommunikationstraining, angemessene Ernährung u. a.	agogische und medizinische Interventionen desgleichen ► konservierende bzw. stabilisierende Therapie	medizinische, psychotherapeutische, soziotherapeutische und agogische Interventionen, desgleichen ► übungs- und/oder konfliktzentrierte Psychotherapie wie z. B. Psychodrama, Gestalt, analyt. Gruppentherapie, Soziotherapie, Verhaltensmodifikation, ökologische Maßnahmen

* Unter *Kompetenz* verstehen wir »die Gesamtheit aller Fähigkeiten, die zum Erreichen eines bestimmten Zieles notwendig sind«, unter *Performanz* verstehen wir deren praktische Umsetzung in Handlungen (Fertigkeiten) im sozialen und ökologischen Kontext (Lebenswelt, Lebensraum).

** Eine Aufstellung von Grobzielen und Inhalten siehe Petzold, Bubolz (1979) 152.

ENTWICKLUNG	DASEINBEWÄLTIGUNG	REPRÄSENTATION
<p><i>evolutive</i> Interventionen zur Entfaltung und Förderung von potentieller Kompetenz und Performanz</p>	<p><i>supportive</i> Interventionen als Hilfen beim Umgang mit irreversiblen Störungen und Minderungen von Kompetenzen und Performanz (<i>coping</i>)</p>	<p><i>politische</i> Interventionen zur Vertretung und Sicherung von Ansprüchen im gesellschaftlichen Kontext</p>
<p>desgleichen ►</p>	<p>desgleichen ►</p>	<p>müssen spezifisch für Gruppen und den aktuellen Gesellschaftskontext erarbeitet werden</p>
<p>desgleichen ►</p>	<p>desgleichen ►</p>	<p>desgleichen</p>
<p>agogische und erlebniszentrierte psychotherapeutische Interventionen</p>	<p>medizinische, agogische, psycho- und soziotherapeutische Interventionen</p>	<p>politische und soziale Interventionen durch Bürgerinitiativen, Öffentlichkeitsarbeit, Selbsthilfeprojekte</p>
<p>Kreativitäts- und Kommunikationstraining, Meditation, Bewegungsagogik, themenzentrierte Arbeit, Selbsterfahrung</p>	<p>Beratung, stabilisierende und stützende Psychotherapie, prothetische und ökologische Maßnahmen, Verhaltensprogramme</p>	

3. *Prophylaxe, Erhaltung, Restitution, Entwicklung, Daseinsbewältigung, Repräsentation, Amelioration*

Die sechs Richtziele werden durch die Tabelle nach Grob- und Feinzielen, Inhalten und Methoden erläutert. Das siebte Richtziel kam durch feldbezogene Projektarbeit hinzu. Unter *Amelioration* verstehen wir *infrastrukturelle Maßnahmen, die die ökonomische, ökologische und soziale Situation der Zielgruppe im Meso- und eventuell im Makrobereich verbessern* (Petzold 1982). Auch hier handelt es sich um eine politische Intervention.

Die methodischen Ansätze für feldbezogene Interventionen, wie z. B. »fund raising, floating, marketing, advertising, positioning« usw., sind Management-Strategien aus dem Wirtschaftsleben und aus der Public-Relation-Praxis. Es werden derartige Strategien – soll Stadtearbeit Zukunft haben und nicht nur ein hehres Ideal alternativer Sozialarbeit bleiben – mit einer gewissen Professionalität aufgenommen und eingesetzt werden müssen. Es zeigt sich, daß alternative Projekte, die dieses Instrumentarium beherrschen und verantwortungsvoll und an die ethischen Grundpositionen des Projektes rückgebunden nutzen, effektiver arbeiten und überleben.

Was die klienten- und zielgruppenzentrierten Interventionen anbetrifft, so kann auf das Instrumentarium der klassischen Sozialarbeit, der Einzelfallhilfe, sozialen Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit zurückgegriffen werden, wobei mobilisierende und erlebnisaktivierende Ansätze, wie sie im Rahmen der Humanistischen Psychologie und der »Integrativen Therapie und Agogik« entwickelt wurden (vgl. die Arbeiten dieses Buches; *Bubolz* 1983), nützliche Ergänzungen bieten können. Einige methodische Ansätze seien kurz herausgestellt.

3.1 Net-working

Das Aufbauen sozialer Netzwerke beginnt mit der Erhebung der sozialen Bezugssysteme der Betroffenen, wobei neben der Kartierung sozialer Atome (*Petzold* 1979; dieses Buch S. 132, 250), die ja die subjektive Bewertung von Beziehungen enthalten, und neben verbalen Aussagen auch die *tatsächlichen* kommunikativen Operationen beobachtet werden müssen (Besuche, Telefonanrufe, Kontaktfrequenz usw.), weil verbalisierte Einschätzung und vollzogene Interaktion durchaus nicht immer übereinstimmen (*Bernard/Killworth*, 1976; 1977) und Wunschdenken bzw. Abwehr-

mechanismen unterliegen. Die Bewertung sozialer Kontakte und womöglich die Bewertung des sozialen Netzwerkes (*Granovetter* 1975; *White et al.*, 1976; *Mullins* 1968; 1973) zusammen mit dem Klienten ergeben eine erste Motivation, festgestellte Defizite, brachliegende soziale Ressourcen in neuer Weise anzusehen und Veränderungen einzuleiten. Der Aufbau von Telefonketten hat sich in der Arbeit mit alten Menschen als nützliche Netzwerkstrategie bewährt. Dabei ist darauf zu achten, daß nicht nur alte Menschen untereinander über derartige Ketten Kontakt haben, sondern daß auch junge Menschen einbezogen werden. Subkulturen und Marginalgruppen sind ohnehin nicht homogen, und insofern sind »Konnektierungen«, »interlocking group culture, structure roles and media diffusion« (*Fine/Kleinman*, 1979), nützliche Möglichkeiten, Veränderungen zu initiieren. Postkartenketten, Ringbesuche, »Treffpunkt-Veranstaltungen«, die Einrichtung eines »jour fixe«, die Teilnahme an Gruppen, Freizeit- und kulturellen Aktivitäten, ja an politischen Aktionen sind Möglichkeiten, soziale Netzwerke aufzubauen und in ihrer Kohäsion zu stabilisieren. Es sei nochmals betont, daß Netzwerke nicht homogen sein dürfen. Nur eine »Kommunität der Marginalen« aufzubauen, ist nicht das Ziel von »Networking«. Stigmatisierung und Ausgrenzung werden auf diese Weise nicht überwunden. In der Netzwerkarbeit mit alten Menschen, wenn sie nur zusammenliegende Kohorten berücksichtigt, wird die Fragilität des neuen Bezugssystems geradezu programmiert. Die in einem konnektierten, heterogenen sozialen Netzwerk entstehenden »social worlds« sind vielfältiger. Das Netzwerk selbst ist reicher an Ressourcen, und die Kultur, die sich in ihm entwickelt, wird vielfältigere Perspektiven aufweisen und mehr Partizipationsmöglichkeiten bieten (*Kadushin* 1968; 1976). Konnektierte Netzwerke haben die Tendenz, sich selbsttätig zu vergrößern. Sind in einer Telefonkette junge Menschen integriert, kommen zum »jour fixe« nicht nur alte Menschen, sondern Interessierte aus anderen Altersstufen, so entwickelt sich ein Amplifikationseffekt (Schneeballsystem). Es werden neue Leute mitgebracht, es stellen sich Verbindungen zu anderen Netzwerken her, es entstehen »Spiele« zwischen ihnen (*Long* 1958), »Aktivitätssysteme« (*Irwin* 1977), soziale Zirkel (*Kadushin* 1968; 1976).

3.2 Programming

Unter Programming versteht man das Zusammenstellen vorhandener Kontaktmöglichkeiten und Aktivitäten für die Zielgruppe (Angebote der Erwachsenenbildungseinrichtungen, Kirchengemeinden, kultureller Ver-

anstalter, usw.), so daß sie von den einzelnen benutzt oder von einer Gruppe, die man gebildet hat, gemeinsam besucht werden können. Weiterhin zählt hierzu das Planen und Initiieren von Aktivitäten und Veranstaltungen für die Zielgruppe und schließlich die Planung und Realisierung von Aktivitäten mit der Zielgruppe, wenn diese die hierzu erforderliche Kohäsion gewonnen hat. Eine sorgfältige Analyse der Bedürfnisse, Interessen und Motivationen bildet die Grundlage des Programming. Es müssen also Gespräche bzw. Interviews durchgeführt werden, die gleichzeitig immer auch Motivierung zur Mitarbeit bedeuten. Wo immer sich nämlich Mitarbeit mobilisieren läßt, wachsen die Chancen für erfolgreiche Interventionen. Auch Initiativen, andere soziale Kreise zu Aktivitäten für die Zielgruppe zu gewinnen (Veranstaltungen für alte Menschen von Schülern und Studenten oder Frauengruppen, Chören oder Vereinen usw.), ist eine Aufgabe der Programmerstellung.

3.3 Gruppenangebote

Gruppenangebote sind ein Kernstück jeder Stadtteilarbeit. Sie gewährleisten, daß die Klienten aus der Isolation heraus in einen erweiterten sozialen Kontext treten. Sie stellen ein Lernfeld bereit, in dem verlorene Kontaktfähigkeit sich allmählich wieder aufbauen kann, Informationen ausgetauscht werden, gemeinsames Schicksal erfahren wird und allmählich Solidarität entsteht. Es sind *professionell geleitete* Gruppen mit geragogischer/sozialgeragogischer, soziotherapeutischer, rekreativer und psychotherapeutischer Ausrichtung einerseits und *Selbsthilfegruppen* ohne professionelle Leitung, andererseits zu unterscheiden (Petzold/Frühmann, 1985). In der Altenarbeit wird versucht, im Rahmen stadtteilbezogener Interventionen Selbsthilfegruppen zu initiieren. Dabei können Konzepte, wie das »Exchange-learning-Modell« und »Implantations-Modelle« (dieses Buch S. 69 und S. 131), nützlich sein. Bei den angeleiteten Gruppen sind Gesprächskreise, Rollenspiel und Kreativitätsgruppen (Petzold 1982a und die übrigen Arbeiten dieses Buches) nützlich. Die Gruppenarbeit sollte die Stadtteilorientierung, die Verbindung zu Institutionen, die Prinzipien der Netzbildung und der Amplifikation und Konnektierung sozialer Welten als Hintergrunddimension immer mit berücksichtigen (Hummel 1982; Beier 1983; Fuchs/Schnieders, 1982).

Von einer weiteren Darstellung methodischer Ansätze soll an dieser Stelle abgesehen werden. Es sollen vielmehr Aspekte der Umsetzung in der

Darstellung eines Stadtteilprojektes aufgezeigt werden, das mit relativ bescheidenen Mitteln, nämlich im Rahmen einer supervidierten studentischen Projektarbeit, Impulse setzt, die deutlich den angesprochenen »Amplifikationseffekt« zeigen. Aufgrund der umfassenden Situationskenntnis der Projektbegleitung sowie der sorgfältigen Arbeit der Erhebungs- und Vorbereitungsphase des Projekts konnten Aktivitäten entfaltet werden, die sowohl in die Marginalgruppe hineinwirkten und die Klienten mobilisierten als auch Konnektierungen zu anderen Marginalgruppen (Ausländer) herstellten, weiterhin Konnektierungen zu anderen Altersgruppen, zunächst durch die Studenten selbst, die für die betreuten alten Menschen neue soziale Welten vermittelten, und dann durch die Aktivitäten des »Programming«. Schließlich wurden Kooperationen mit den bestehenden Sozialagenturen der Altenarbeit geschaffen und Selbsthilfepotentiale aktiviert. Ansätze zur Öffentlichkeitsarbeit (Artikel, Fotoausstellungen) gehen in Richtung einer Einflußnahme auf den Kontext. Das Stadtteilprojekt weist Möglichkeiten der Ausdehnung und Kontinuität auf. Wir hoffen, daß es aufgrund seiner Praxisnähe, Umsetzbarkeit und »Machbarkeit« Anstöße und Anregungen zu ähnlichen Projekten geben kann.

4. Das Projekt Stadtteilarbeit mit alten Menschen in Wiesbaden-Biebrich

4.1 Setting und Probleme

Das im folgenden dargestellte Stadtteilprojekt Biebrich hat seine besondere Geschichte. Als in den Jahren 1981–1983 eine gezielte Stadtteilanalyse »Alt-Biebrich« von der Arbeitsgruppe Stadtteilentwicklung Wiesbaden erstellt worden war, wurde anhand von statistischem Zahlenmaterial sichtbar, daß Biebrich zwei Hauptbevölkerungsgruppen beherbergt, ältere Menschen und Ausländer. Der Ausländeranteil beträgt 67,7%. Die älteren Menschen mit ihrem Anteil von 21,1%, oder in Zahlen ausgedrückt 2000, die in diesem Stadtteil leben, stammen in der Mehrzahl aus Arbeiter- und Handwerkerhaushalten. Die größte Gruppe unter den Älteren sind die alleinstehenden Frauen, »die kleine Renten zwischen 300 und 800 DM beziehen, weil sie im Interesse ihrer Familien nicht berufstätig sein konnten oder nur auf schlecht bezahlten Arbeitsplätzen tätig waren«. . . diese Frauen erleben das Alter als Ergebnis eines lebenslang erlittenen Schicksals« (Projektgruppe 1982).

Alt-Biebrich gehört mit seinen fast 40 000 Einwohnern zum größten Stadtteil Wiesbadens. Es ist ein sehr eigenständiger Ort mit einer 1100jährigen Geschichte. Die hier angesiedelten Großindustrien haben die Menschen in einem ganz besonderen Ausmaß bewußtseinsmäßig geprägt.

In diesem Ortsteil stehen den älteren Bürgern verschiedene Alteneinrichtungen zur Verfügung – 6 Altentreffs, davon 2 Tagesstätten, eine davon im Nachbarschaftshaus Biebrich. Hier war auch der Ausgangspunkt des im folgenden dargestellten Arbeitsansatzes.

Problematisch ist die Tatsache, daß viele von den älteren Bürgern weder den Weg zu einem Altentreff in der Kirche, zu einem Seniorenclub, einem Verein noch zu einer Altentagesstätte finden. Diese Personengruppe lebt zum Teil stark vereinsamt in ihrer nach dem Auszug der Familienangehörigen leergewordenen Wohnung, in Altenwohnanlagen oder in Altersheimen. Dieser isoliert lebenden Bevölkerungsgruppe wird zwar von seiten der Freien Wohlfahrtsverbände das Notwendigste vermittelt, Essen auf Rädern, Haushaltsdienste, ambulante Hilfe zur Pflege und ähnliches mehr, aber ein wesentlicher Bereich in ihrer Situation bleibt in diesem Lebensabschnitt, in dem ihr soziales Netz so eingeschränkt wurde, ohne Entsprechung – es fehlen Gesprächspartner. Im Kernbereich ihres sozialen Netzes (*Petzold* 1979) fehlen die Familienangehörigen. Viele Verwandte und Freunde sind verstorben, und oft sind der direkte Nachbar, der Briefträger, der ZDLer, der das Essen bringt und auch sonst mal zupackt, oder die Krankenschwester, der/die Pfarrer(in), der mit Geburtstagsglückwünschen ins Haus kommt, die einzigen Menschen, zu denen noch Kontakt und ein flüchtiges Gespräch besteht.

Die Altentagesstätte mit ihrer offenen Altenarbeit, mit Mittagstisch und Begegnungsrahmen in der Kaffeerrunde am Nachmittag oder mit ihren Gruppen bzw. Kursen bietet ihre Bildungsarbeit zur Förderung und Erweiterung der Kommunikationsfelder zwar auch dieser Population an, aber . . . wie kann diese Zielgruppe erreicht werden?

4.2 Kontext- und Problemanalyse

Die Zielgruppe, um die es geht, besteht also vorwiegend aus älteren Personen, die weder in den Kirchengemeinden noch in den Einrichtungen für ältere Menschen Anschluß finden: ältere Menschen also, die häufig durch den Verlust des Arbeitsplatzes beim Eintritt ins Rentenalter (vgl. dieses Buch S. 123 ff) unter schweren Identitätskrisen leiden, nach dem Verlust des Lebenspartners sich wie amputiert fühlen (*Matthews* 1979),

unter den altersbedingten Einschränkungen ihrer körperlichen Mobilität leiden. Die Veränderung im Wohnbereich – das Allein-in-den-vier-Wänden-zurückgeblieben-Sein oder der Umzug in die fremde Umgebung im Altersheim (*Saup* 1983; *Fischer* 1976), all dies führt bei vielen zur Isolation, zu Depressionen, Angstzuständen und Apathie. Bei den Senioren, die ins Altersheim übersiedeln, kommt oft noch durch die Einbußen der eigenen Selbständigkeit und Unabhängigkeit eine Mutlosigkeit hinzu, Resignation ohne Hoffnung auf Veränderung (*Schick* 1978). Hier, wo meist Zukunftsperspektiven fehlen (*Hendricks/Hendricks*, 1976; *Petzold* 1981), aber doch noch ein Bedürfnis nach Außenkontakten besteht, die aber nicht mehr selbständig aufgenommen werden, sollte angesetzt und Abhilfe geschaffen werden. Isolierte ältere Personen mit anderen sich einsam fühlenden Menschen in Kontakt zu bringen, um ihren gesamten komplexen Lebenszusammenhang durch eine Gruppe und wechselseitige Hilfe (dieses Buch S. 69 ff) zu bereichern und eine Selbstverwirklichung in einem neuen Rahmen zu ermöglichen, war eine der Zielvorstellungen, die uns schon zu Beginn des Projekts erreichbar erschienen. Über die Situation der Zielgruppe haben wir uns eingehend informiert, sowohl durch eigene Begegnungen und explorative Gespräche in der Altenberatung als auch durch Gespräche mit Pfarrern, Ärzten, Schwestern der Zentralstation für ambulante und pflegerische Dienste, über unsere Haushaltshilfen vom »Arbeitskreis soziale Dienste« und Nachbarn. In einem Gesprächskreis »Seniorenarbeit in Biebrich« erfuhren wir auch von den Gemeindepflegerinnen und ehrenamtlichen Helfern, wie dringend eine Arbeit in diesem Bereich war.

4.3 Planung der Interventionen

Um diese Personengruppe zu erreichen, die eben von sich aus keine Initiative mehr entwickelt, mußte ein besonderes Konzept erarbeitet werden. Hier bot sich der Ansatz einer »stadtteilorientierten Altenarbeit« an, da wir gerade die Biebricher Situation alter Menschen, ihre materiellen Verhältnisse, die Wohnsituation, die Versorgungssituation, die gebotenen Hilfen zur Abstützung der selbständigen Lebensführung im Alter durch die Stadtteilanalyse und Gesprächskreise kannten.

So wurde eine Verbindung zu *Prof. Klockner* vom Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Wiesbaden, der das dort eingerichtete Studienprojekt »Stadtteilarbeit Wiesbaden« leitete, aufgenommen.

Das dort eingerichtete Studienprojekt beschäftigt sich unter anderem mit der Analyse der sozio-ökonomischen und sozial-räumlichen Konstitu-

tionsbedingungen sozialer Problemfragen strukturell benachteiligter Bevölkerungsgruppen (ältere Menschen und ausländische Familien im Sanierungsgebiet, ältere Menschen und ausländische Jugendliche im Stadtteil).

Die Projektstudentinnen und -studenten berücksichtigen bei der Entwicklung von Arbeitsansätzen ganz besonders die sozial-räumlichen Verkehrsformen und Selbsthilfestrukturen der Stadtteilbevölkerung, den sozialen Raum (Stadtteil als alltäglicher Lern- und Erfahrungsort mit seinem spezifischen Werte- und Normensystem) sowie die allgemeine Bevölkerungs-, Haushalts- und Familienstruktur. Die auf der Basis der kategorialen Gemeinwesenarbeit entwickelten Arbeitsansätze versuchen, das Erschließen von Lernfeldern und von Erfahrungsräumen zu erreichen, wodurch die verschütteten und verdrängten Fähigkeiten der Menschen im Stadtteil wieder zur Entfaltung gebracht werden können. Der Stadtteil soll zum exemplarischen Experimentierfeld werden, in dem Strategien zur Änderung und Verbesserung von Lebensbereichen, das Erlernen von kollektivem Verhalten und Aufhebung von Vereinzelung sowie das Verhältnis zwischen gruppenspezifischen Interessen und gemeinsamen, gruppenüberschreitenden Interessen erlernt und erprobt werden können.

Es ging nun darum, eine Gruppe von Studenten zu finden, die Interesse und genügend eigene Motivation für ein solches Vorhaben mitbrachte und sich auch mit meiner Zielvorstellung identifizieren konnte.

Fünf Studenten begannen im Herbst 1983 mit ihrer Arbeit im Stadtteil. Die besondere Schwierigkeit der Anfangsphase lag wohl unter anderem darin begründet, daß es sich nicht um ortsvertraute Studenten handelte und ein Stadtteilbezug erst hergestellt werden mußte. Erste Kontakte zu Institutionen mußten geknüpft werden, die als Informanten über die gesuchte Zielgruppe in Frage kamen. So wurde gleich von Beginn an mehrgleisig verfahren. Und das waren die ersten Planungsschritte:

- Die Studenten stellten ihr Projekt in der Altentagesstätte des Nachbarschaftshauses vor und fragten die Besucher nach isoliert und vereinsamt lebenden Senioren in ihrer Nachbarschaft.
- Besuche in den Pfarreien des Stadtteils folgten. Hier erhielten die Studenten die meisten Adressen vereinsamter und kontakthilliger Personen (von denen aber viele, wie sich später herausstellte, oft nur noch Hausbesuche und Gesprächskontakte in den eigenen vier Wänden wünschten).
- Das Projekt stellte sich dem »Gesprächskreis Seniorenarbeit in Biebrich« vor, in dem die in den Gemeinden und Institutionen der Altenarbeit Tätigen vertreten sind, besonders auch die ehrenamtlichen Helfer der

Kirchengemeinden. Hier im Gesprächskreis geht es um Koordination, Informationsaustausch und Probleme, die den Stadtteil betreffen.

- Die Studentengruppe wurde im Arbeitskreis soziale Dienste des Nachbarschaftshauses vorgestellt, einem Kreis von zur Zeit 52 Helfern in der Altenarbeit, die Haushaltshilfen aller Art und persönliche Hilfen anbieten, aber dafür auch entlohnt werden, wenn auch noch sehr viel ehrenamtliches Engagement dazugehört. Sie betreuen zur Zeit 120 Personen und haben also direkten Kontakt zu vereinsamten Menschen.
- Kontakte zur »Zentralstation für ambulante und pflegerische Dienste« wurden hergestellt, da man die Arztpraxen schlecht aufsuchen konnte.
- Gleichzeitig gab es Kontaktbesuche bei der »Beratungsstelle für selbständiges Leben im Alter«, die im Rahmen eines Modellversuchs der Stadt gerade ihre Arbeit in Biebrich aufgenommen hatte.
- Erste Besuche im Städtischen Altersheim folgten, wo die Studenten im Rahmen eines von ihnen angebotenen Spielnachmittags über die Ziele der Gruppe informierten und die Heimbewohner nach ihren Interessen fragten.

All diese Wege waren notwendig, um zu den Adressaten zu gelangen, die erfahrungsgemäß über Zeitung und Flugblätter nicht so leicht erreicht werden können und wo ein persönliches Kennenlernen bei Hausbesuchen, angekündigt von Vertrauenspersonen (z. B. die Pfarrerin, die Schwester usw.), eine erste Grundlage bilden sollte, um eine Vertrauensbasis für die folgende Arbeit zu schaffen.

Sicher war, daß es gerade bei der Zielgruppe, diesen häufig resignierten, verbitterten, apathischen und ohne Antrieb lebenden älteren Menschen, einer ganzen Menge Motivationsarbeit in Vorgesprächen bedurfte, um sie zu einem Verlassen ihrer vier Wände zu bewegen und ihnen Mut zu machen, neue Kontakte zu suchen, neue Erfahrungen im Kreise einer Gruppe zu sammeln, Vertrauen zu gewinnen und zu lernen, sich und andere zu akzeptieren, besonders auch in ihrem Anderssein: wegkommen von der Zurückgezogenheit auf sich selbst und von der ständigen Beschäftigung mit ihrer desolaten Lage. Wo die Motivationsarbeit eine so große Rolle spielt, war es natürlich wichtig, sich über die eigene Motivation für diese Form der Altenarbeit bewußt zu werden (*Huck/Petzold*, 1984). So wurde dies auch zum Thema in der Studentenprojektgruppe.

Ganz unterschiedlich waren hier die Gründe, die zum Projekt geführt hatten. Aber eines war doch allen gemein: Sie wollten mehr wissen vom Altsein, mehr wissen von dem, was wohl ein sinnvolles, erfülltes Leben sein kann. Dieses wirkliche Interesse am alten Menschen und seiner persönli-

chen Lebensgeschichte ist gerade bei dieser Begegnung von Jungen und Alten besonders wichtig, da der Aspekt einer »Helferrolle« hierbei nicht vorrangig ist, sondern ein wechselseitiger Austausch von Erfahrungen im Vordergrund steht.

Für die *Studentin H.*, die vor ihrem Studium als Krankenschwester gearbeitet hatte und sich auch ihr Studium mit Nachtwachen mitfinanziert, waren die ersten Anstöße, sich mit dem Alter zu beschäftigen, in der Klinikarbeit gekommen. In nächtlichen Gesprächen am Krankenbett bei alten Menschen hatte sie Lebensgeschichten gehört, und viele der in ihrem Lebensraum sehr eingeschränkten Kranken hatten sie mit ihrer Lebenszugewandtheit überrascht. Sie war zutiefst vom Mut und der Würde dieser sich oft in der letzten Lebensphase befindlichen Menschen berührt. Aber auch das Verstummen auf den Stationen, die tiefe Resignation nach monatelangem Klinikaufenthalt machten sie betroffen. Sie wollte nun alte Menschen kennenlernen, *bevor* sie verstummen, und suchte darum die Alten in der Stadtteilarbeit.

Bei dem *Studenten S.* lag die Motivation mehr bei dem Aspekt der Stadtteilarbeit, Menschen in ihrem eigenen Rahmen kennenzulernen, dort, wo sie jahrzehntlang gelebt haben, Beziehungen und Wurzeln haben. Es schien ihm sinnvoll, diese nachbarschaftlichen Bindungen zu erhalten, zu intensivieren und für die Hinzugezogenen neue Kontakte zu ermöglichen. Die Form der Stadtteilarbeit erlaubt ihm, »nicht so sehr in einen institutionellen Rahmen eingebunden zu sein«. Dazu kam sein ganz besonderes Interesse am Altsein. »Ich denke oft, daß in der Jugend mitbestimmt wird, wie man alt wird. Deshalb suche ich die Auseinandersetzung mit alten Menschen, denn in meinem sonstigen Leben bleibt dieser Teil, da ich keine Großeltern mehr habe, ziemlich ausgespart.«

Der *Student A.* hatte vorher beim Zivildienst in der Altenhilfe gearbeitet. Diese Art des Betreuungsdienstes gefiel ihm deshalb nicht, weil er sich durch den institutionellen Rahmen in eine Helferrolle gedrängt sah, die seinem Anspruch eines menschlichen Miteinanders nicht entsprach. Er wollte sich mit anderen für gemeinsame Ziele einsetzen, keine Art »Zwangsdienst« ausüben. Wenn er sich trotz der enttäuschenden Arbeit doch zu diesem Projekt entschied, so spielte wohl nicht zuletzt auch seine gute Beziehung zu seinen Großeltern eine gewisse Rolle, die ihm allerdings inzwischen aufgrund ihres hohen Alters (sie sind 87 und 96) »etwas zu alt geworden sind für einen lebhaften Austausch«. Er möchte bei dem Projekt Alte kennenlernen, mit denen er noch »etwas zusammen machen kann . . . dieser Bereich Altenarbeit erscheint mir sinnvoller als andere Formen der Sozialarbeit, z. B. die Arbeit mit Jugendlichen und Ausländern, da diese Arbeit zumindest nicht darauf abzielt, den Staat vor einer bestimmten Personengruppe durch die geleistete Sozialarbeit zu schützen . . .«

Vorrangig für ihn war aber die emotional gute Beziehung zu den Studenten dieses Projektes und seinem Professor, so daß er nach einer Weile Bedenkzeit sich dann doch noch entschloß, weiter Sozialarbeit zu studieren und in dieses Stadtteilprojekt mit alten Menschen einzusteigen.

Vom Fachhochschul-Projekt mit grundsätzlichen Überlegungen und Analysen zur Stadtteilarbeit vorbereitet und von *Zander* als Sozialpädagogin im Rahmen von Anleitungs- und Praxisreflexionsgesprächen begleitet,

ging es nach der Vorbereitungsphase an die praktische Arbeit. Aufgrund der Studienordnung des Fachbereichs müssen die Studenten durchschnittlich 8 Stunden in der Woche praktische Arbeit vor Ort leisten, dazu kommen in der Woche jeweils die Anleitungsgespräche und die Projektbegleitung und Betreuung durch den Projektleiter an der Fachhochschule.

4.4 Effekte und Ablauf der Interventionen

Geplant war, daß die Studenten, nachdem sie die Adressen von den verschiedensten Stellen erhalten hatten, ihren ersten Hausbesuch ankündigten bzw. durch eine Vermittlung ihr Besuch vorbereitet wurde. Sie sollten bei diesen Besuchen ihr Projekt darstellen, die Bildung einer Gruppe von älteren Menschen, die gemeinsame Unternehmungen planen und sich in regelmäßigen Abständen treffen (Gruppentreffen, Caféhausbesuche, gemeinsame Spaziergänge im Park, Theaterbesuche, Busausflüge, Besichtigungen u. a. m.). Außerdem ging es bei diesem ersten Kontaktgespräch um das Eruiieren von Interessen der Senioren, ihrer Lebenssituation und den noch vorhandenen Kontakten zu Verwandten, Freunden und Nachbarn, die man hätte aktivieren können.

Die ersten Begegnungen zwischen den Studenten und den älteren Personen liefen sehr unterschiedlich ab. Es gab Mißtrauen, das Nichtöffnen von Türen, aber es gab auch eine offene herzliche Aufnahme in die Wohnungen, an den Kaffeetisch im Wohnzimmer. Zum Teil mußten bis zur Gründung der Gruppe und zu ihrem ersten Treffen wochenlange Einzelkontakte hergestellt werden. Hausbesuche, Kartengrüße, Telefonate und viele Gespräche waren nötig, um ein Vertrauensverhältnis herzustellen und Mut zu machen, sich einer neuen Situation auszusetzen.

Besonders schwierig war bei den ersten Hausbesuchen die Tatsache, daß es zu Beginn ja noch keine Gruppe gab, zu der man hätte einladen können. Sie sollte erst aus diesen Einzelkontakten entstehen. Schwierig war es auch, den alten Menschen klarzumachen, was die Studenten von ihnen wollten, und zunächst einmal vom Monolog über ihr Leben zu einem wirklichen Gespräch miteinander zu kommen.

Vielfach waren zu Beginn auch noch angstvolle Ausflüchte da. Die Schwellenangst vor der Altentagesstätte, in der das erste Treffen stattfinden sollte, konnte nicht von allen überwunden werden. Die oft langen Jahre der Einsamkeit hatten viele mutlos gemacht, und so trauten sie sich nicht mehr zu, den kleinen vertrauten Lebensraum zu verlassen. Bei so manchem Hausbesuch mußten die Studenten respektvoll auch den Rück-

zug akzeptieren und verstehen, daß nicht von allen eine Aktivierung erwünscht ist.

Bei einem Hausbesuch bei *Frau R.* öffnet niemand. Nachdem der Student vergeblich geklingelt hat – seinen Besuch hatte er angekündigt –, spricht er auf der Straße vor dem Haus zwei ältere Damen an. Er erzählt ihnen von der inzwischen gegründeten Gruppe und stößt auf ihr Interesse. Eine der Damen lädt ihn spontan zu ihrem Geburtstag ein, und nach einigen Besuchen, bei denen rasch ein Vertrauen zueinander entsteht, kommt *Frau B.* zu den Gruppentreffen und nimmt auch an den verschiedensten Veranstaltungen teil.

Bei einem anderen Hausbesuch, den er zusammen mit der *Studentin H.* macht, war die Situation besonders günstig vorbereitet. Ihr Besuch war von einer Mitarbeiterin des »Arbeitskreises soziale Dienste« vorbereitet. Ein Kaffeetisch erwartete sie, *Frau H.* hatte auch ihre Nachbarin, eine ältere Dame, dazu eingeladen. So beim Kaffee war ein unverbindliches Kennenlernen bei zwanglosen Gesprächen möglich. Das extrem starke Mitteilungsbedürfnis von *Frau H.*, die die meiste Zeit für ihre Erzählungen aus ihrer Jugend, Ehe bis zum Tod ihres Mannes vor zwei Jahren für sich in Anspruch nahm, zeigte, wie stark ihr Bedürfnis nach einem Gesprächspartner war. Sie berichtete, daß sie seit 15 Jahren in Biebrich lebte, aber nie Kontakte zu anderen gehabt habe. Ihr Mann sei ein sehr in sich gekehrter Einzelgänger gewesen, und sie habe ihn die letzten Jahre bis zu seinem Tod gepflegt. Sie habe den Kontakt zu anderen Menschen sehr vermißt, da sie eigentlich eine sehr gesellige Person sei. Auch leide sie heute sehr darunter, daß ihr nicht möglich war, Kinder zu bekommen. Verwundert zeigte sie sich, als sie von dem Vorhaben einer Gruppenbildung erfuhr, und staunte, »was die jungen Menschen an alten Menschen denn interessant fänden«. In der folgenden Zeit der Hausbesuche fiel es der Studentin, die sich für die vorbereitende Einzelbetreuung entschieden hatte, oft schwer, sich nach der von ihr veranschlagten Zeit zu verabschieden. Sie erfuhr zwar viel aus dem Leben dieser alten Dame, die aber nun nach so vielen Jahren eines zurückgezogenen Lebens meinte: »Nach so langer Zeit der Einsamkeit in meinem Alter mit 83 Jahren mag ich keinen Kontakt mehr zu mehreren alten Menschen. Die haben ihre eigene Geschichte und eigenen Schwierigkeiten.« Mit der Studentin würde sie gerne Kontakt halten, da sie sehr gerne mir ihr spreche und ihre Geduld sehr schätze. Inzwischen ist *Frau H.* erkrankt und wird nach ihrer Entlassung aus der Klinik wohl in ein Altersheim kommen, da sie pflegebedürftig geworden ist. Die Studentin hält noch losen Kontakt zu ihr.

Die *Studentin U.* begegnet *Frau M.* im Altersheim. *Frau M.* kommt aus Breslau. Sie heiratete einen Witwer, der eine kleine Tochter mit in die Ehe brachte. Nach der Flucht aus Breslau kam sie 1945 nach Wiesbaden. Nach dem Tod ihres Mannes ging sie ins Altersheim. Sie fand ein Heim, in das sie eigene Möbel mitbringen konnte, und richtete sich ihr Zimmer gemütlich ein.

Die Stieftochter hatte inzwischen Mann und zwei Kinder. Die Familie baute ein Haus und holte die Mutter zu sich. Ihre Rente trug zum Unterhalt der Familie bei, die in den ersten Jahren nach dem Hausbau große Summen abzuzahlen hatte. Plötzlich nach Jahren hieß es dann, ihr Zimmer werde für den Enkel gebraucht. Man redete ihr ein, sie sei krank, könne nicht mehr mit in den Garten, da ihr manchmal schwindlig sei. Tochter und Schwiegersohn brachten sie dazu, daß sie ins Städtische Altersheim nach Biebrich ging. In das frühere Altersheim traute sie sich nicht zurück, da ihr der

Heimleiter beim Auszug erklärt hatte, wer freiwillig gehe, dürfe nicht zurückkommen. Außerdem hatte sie keinerlei persönlichen Besitz mehr. Teppich, Fernsehen und Kleinmöbel hatte die Tochter beansprucht, andere Gegenstände waren auf den Müll gekommen. Als die Studentin *Frau M.* im Altersheim kennenlernte, war sie scheu und traurig. Sie hörte sehr schlecht und sprach sehr leise. Nach und nach erzählte sie ihre Geschichte. Sie schien verzagt und mutlos. Zunächst nahm sie an den Spielnachmittagen teil, dann kam sie auch ins Nachbarschaftshaus zu den Gruppentreffen.

Heute ist sie viel fröhlicher. Sie erzählt der Studentin, daß ihr nicht mehr schwindlig sei. Sie lehnte es allerdings ab, als man ihr bei der Rückkehr in das frühere Altersheim behilflich sein wollte. Sie habe sich jetzt in Biebrich eingelebt und wolle dort bleiben.

Diese positive Veränderung glaubt sie auf die Spätlese- und Studentengruppe zurückführen zu können. Sie fühlt sich nicht mehr isoliert und überflüssig, sie hat Menschen gefunden, die ihr zuhören, sich um sie kümmern. Die Enttäuschung über das lieblose Verhalten der Stieftochter, die sie wie ein eigenes Kind geliebt hat, wird bleiben. Wichtig aber ist für *Frau M.*, daß sie nun Zuwendung von anderen Menschen bekommt.

Die Studentin *U.* besucht *Frau N.* Sie ist von der Pfarrerin angekündigt und wird freundlichst ins Wohnzimmer gebeten zu einer Tasse Kaffee, aber sie hat Mühe, zum Grund ihres Besuches erklärende Worte zu finden. *Frau N.*, die wohl viel allein ist, aber sich gerade um einen griechischen Nachbarjungen kümmert, der bei ihr Hausaufgaben macht, scheint einen Mangel an Gesprächsmöglichkeiten zu haben. Sie beginnt sogleich mit einem Monolog, berichtet lange und ausführlich über die Familiensituation der griechischen Nachbarn, und es gelingt der Studentin erst nach einer ganzen Weile aufmerksamen Zuhörens, selbst ihren Besuchsgrund vorzustellen. »Ach wissen Sie, junges Fräulein, ich glaube, daß ich schon viel zu alt dafür bin, ich habe öfters Schwindelanfälle, manchmal falle ich wie ohnmächtig um, bin auch schon deshalb im Krankenhaus gewesen und sollte danach schon einen Vormund bekommen. Dies war aber nur die Rache der Ärztin gewesen, die mich nicht ausstehen konnte, aber einen Theaterbesuch könnte ich mir schon vorstellen. Ich hatte früher immer ein Jahresabonnement – ach ja, aber sämtliche Kleider sind mir ja nun zu weit – ich nehme nämlich ständig ab. Ja früher, als junges Mädchen wie Sie, bin ich auch sehr hübsch gewesen und durfte damals sogar schon Kleider mit einem etwas tiefen Ausschnitt nähen. Ich bin hier in Biebrich in diesem Haus geboren worden. Mein Vater war Chemiker, ach ja und wir waren drei Schwestern, von denen ich als einzige allein ausziehen durfte. Ich arbeitete im Fernmeldewesen der 3. Kompanie hier in Wiesbaden und da gab es viele Männer. Ich selbst habe jedoch nie geheiratet, obwohl ich sehr begehrt war. So lebe ich nun schon zeit meines Lebens ohne Partner. Gewiß ist man manchmal einsam, aber es gibt auch Vorzüge . . .«

Nach zweistündigem Erzählen und Fragen über die Lebenssituation der Studentin kam es zu einer Verabredung zu einem der ersten Gruppentreffen, bei dem sich alle kennenlernen sollten. *Frau N.* war begeistert und schien auch glücklich darüber zu sein. Regelmäßige Hausbesuche folgten nun, jeweils einmal in der Woche, wobei Rommé gespielt wurde, gemeinsame Spaziergänge und Einkäufe folgten. Die Studentin erfuhr viel von der Biebricher Geschichte, der Familiengeschichte, Verwandten und Krankheiten, während sie selber von ihrem Leben, Studium und der zukünftigen Gruppe erzählte.

Bei dem ersten Gruppentreffen saß die Studentin dann neben *Frau N.* und spürte neben sich die sonst so selbstsicher wirkende Frau plötzlich

verunsichert. Ihre Hände zitterten so, daß sie Kaffee verschüttete, ein Stück Kuchen fiel auf ihr Kleid, sie schien um Jahre gealtert. Beim nächsten Hausbesuch erklärte sie der Studentin: »Wissen Sie liebe U., dorthin möchte ich nicht mehr gehen – das Haus hat mir auch früher schon nicht gefallen.«

Obwohl die Studentin ihr erklärte, daß die Gruppentreffen ja nicht immer in den Räumen stattfinden sollten, suchte sie ständig neue Ausflüchte und Vorwände (die Putzfrau kommt gerade dann u. ä.), und es gelingt der Studentin in ihren Gesprächen nicht, auf die wirklichen Gründe für ihren Rückzug einzugehen. Sie besucht sie zwar weiterhin und lädt sie jedesmal wieder zu den Treffen ein.

Nach dieser ersten negativen Erfahrung entbrannte in der Projektgruppe das Thema »Motivationsarbeit – ihre Grenzen – Respekt, Achtung vor dem Willen jeder Persönlichkeit«, ein Thema, an dem die Studenten auch heute noch ohne klare Ergebnisse diskutieren.

Anders und geradezu positiv im Sinne des Projektes verlief die erste Kontaktaufnahme zu *Herrn S.* Er lebt seit zwei Jahren nach einem ereignisreichen Leben auf der Landstraße nun im Städtischen Altersheim. Die Zeit »unter freiem Himmel« hat ihn geprägt, und er hat sich in einer Weise entwickelt, die der Vorstellung vieler älterer Menschen vom »würdigen Altsein« nicht ganz entspricht. Der zierliche, kleine ältere Mann im schwarzen Anzug mit leicht verdrehten Augen eröffnet die Kontaktaufnahme der ihn besuchenden Studentin mit den Worten: »Guten Tag, ich bin der Erich und du mußt mich duzen.« Bei einem folgenden Skatspiel – es ist der erste Spielnachmittag, den die Studenten im Altersheim anbieten –, verbessert er die Studentin jedesmal, wenn sie ihn siezt mit den Worten: »wie *er* und *ich* – Erich«. Die witzigen Bemerkungen, das gute Skatspiel und die geistige Lebendigkeit verwundern die Studentin, als sie erfährt, daß er gerade zwei Schlaganfälle überlebt hat, von denen eine gewisse Sprachstörung und ein starkes Gliederzittern herrühren.

Beim nächsten Treffen steht er schon am Eingang des Altersheimes voller Erwartung und fragt gleich, was heute auf dem Programm stünde. In einem Kreis beim Wortspiel zeigt *Herr E.* ungewöhnliche Wortkreativität, die alle überrascht. Nach diesem Spiel bittet er darum, Lieder zu singen, und so singen sie alte Volkslieder, von denen er als einziger noch den vollständigen Text kennt. Dabei fängt er plötzlich an zu weinen. Nachdem *Frau L.*, eine Heimbewohnerin, meint, »Lieder stehen immer mit früher erlebten Situationen in Verbindung«, beginnt *Herr E.* zaghafte zu erzählen: »Ich war früher bei der CVJM gewesen. Da haben wir immer diese Lieder gesungen und sind viel gewandert. Es war so schön . . .«

Von sich erzählt er nun, er sei »Straßenvermessungsinspektor« gewesen, und setzt verschmitzt hinzu, »na, Tippelbruder‘ mein ich«. Er kennt viele Orte, Landschaften, weiß viel zu erzählen, hat immer gerne Liedtexte gedichtet und viel gesungen. Seine sehr spontane Art, seine Gefühle offen zu zeigen, macht ihm, obwohl er »Hahn im Korb« ist, bald gewisse Schwierigkeiten, da er von den meisten unterschätzt wird. Weil er sich so anders »als ein normaler, anständiger Mensch« verhält, hält man ihn für einen verrückten Sonderling, einen Menschen ohne Manieren, der so gar nicht in das Bild vom Alter paßt. Ein »unwürdiger Alter« ist er, wie die »unwürdige Greisin« in *Brechts* Erzählung.

Im Lauf der Zeit hat er sich aber trotzdem in der Gruppe seine Stellung geschaffen. Da er einer der Aktivsten ist und ständig gute Ideen hat, sich auch seine Sprechweise verbessert hat und er für viele Beiträge die Anerkennung der Gruppe erhält, hat er ein neues Selbstbewußtsein errungen.

Bei *Frau F.* stößt die *Studentin U.* nach ihrer Projektvorstellung auf lebhaftes Interesse. »Ja wissen Sie, ich finde Ihre Idee toll, denn im Alter soll man doch noch was unternehmen und sich nicht so hängenlassen oder sich dauernd Krankheiten einreden. Das Leben bisher ist schwer genug gewesen. Ich bin in der Tschechoslowakei im KZ gewesen.« Sie erzählt über ihre Flucht aus Böhmen, vom KZ-Aufenthalt mit Vergewaltigung, Hunger, ihrem glücklichen Entkommen und ihrem armseligen Leben in Westdeutschland. »Mein Sohn lebt heute in der Schweiz. Den KZ-Aufenthalt damals hat er überhaupt nur verkraftet, weil er sich schon in jenen Zeiten mit Malen und Schreiben ausdrücken konnte, was ihm offensichtlich Kraft und Hoffnung zum Weiterleben gegeben hat. Nun lebe ich heute alleine in der großen Wohnung, viel lieber würde ich in eine Altenwohnanlage ziehen. Ich denke, daß dort mehr Möglichkeiten zum alltäglichen Austausch bestehen. Aber es ist sehr schwer, einen freien Platz dort zu bekommen.« Sie hat im Haus nur noch zu einer Nachbarin Kontakt, der sie immer Blumen schenkt. Sie lädt die Studentin zu einem Kaffeemittag mit Freundinnen ein, die sie auch gleich zu einem Mitmachen bei der Gruppe anwerben will. Sie freut sich auf das erste Gruppentreffen und kommt seither auch regelmäßig.

Diese wenigen Berichte über die ersten Kontaktversuche mögen genügen, um einen Einblick in die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Situationsbedingungen zu erhalten, die die Studenten vorfanden.

Die ersten Kontakte waren geknüpft, Vertrauen geschaffen, nun ging es um die inhaltliche Vorbereitung des ersten Gruppentreffens, bei dem sich die bisher einander Fremden zum ersten Mal begegnen und sich kennenlernen sollten und trotz der scheinbar zufälligen Auswahl ein Interesse füreinander geweckt und auch zu einer Gruppenbildung ermutigt werden sollte. Die im Altersheim angebotenen Spielnachmittage haben ebenfalls zu einer kleinen Interessengruppe von Heimbewohnern geführt, die sich bei den ersten Treffen schon kannten.

Für das erste Treffen war eine »geographische Reise durch ihr Leben« im Sinne eines »narrativen Lebenspanoramas« (*Petzold/Orth*, 1985; dieses Buch S. 467 ff) geplant. Diese Form einer Vorstellungsrunde hatten wir gewählt, einmal, weil es vielen nicht leichtfällt, in einer Runde unter Fremden zu sprechen, sich vorzustellen und Persönliches aus dem eigenen Leben zu berichten, aber auch um den Senioren die Möglichkeit zu geben, sich beim Erzählen der eigenen Lebensgeschichte näher und intensiver kennenzulernen (*Merriam* 1980). Die Möglichkeit, über seine Lebensstationen zu sprechen, indem man erzählt, wo man geboren wurde, in welchen Orten man gelebt hat, seit wann man in Biebrich lebt, gab doch viel Spielraum für die eigene Lebensgeschichte, da die meisten Ortswechsel im

Leben auch mit einer besonderen Lebensstation verbunden sind. So berichteten einige in diesem Zusammenhang von Kriegserlebnissen, von Flucht, die sie nach Biebrich verschlug, von Heirat und Beruf, von der Geburt der Kinder, die oft die alte Wohnung zu klein werden ließ – und so wurde aus der »geographischen Reise durchs Leben« eine sehr anschauliche Lebensschilderung, die viel Interesse füreinander weckte. Jeder hatte in dieser Kaffeerrunde, zu der die Studenten eingeladen hatten, die Möglichkeit, reihum von sich zu erzählen. Alle hörten zu.

Nach diesem ersten Treffen, bei dem das starke Mitteilungsbedürfnis offensichtlich war, schlugen wir vor, zu einem nächsten Treffen Fotos aus der Jugend und dem Leben mitzubringen, damit sich jeder von dem anderen ein besseres Bild machen könne. Dieser Vorschlag stieß allgemein auf großes Interesse und Zustimmung.

Beim nächsten Treffen, vierzehn Tage später, waren wieder alle mit Ausnahme der Dame da, die sich im Rahmen der Gruppe – wie bereits berichtet – überfordert gefühlt hatte. Die Fotos sollten sich ebenfalls als ein guter Einstieg erweisen. Die Studenten und Senioren befestigten ihre Fotos auf großen Papierbögen an der Wand und schrieben Namen und wichtige Daten dazu. Es kam zu einem lebhaften Austausch, Verwunderung und Erstaunen über die starken Veränderungen in den verschiedenen Stadien ihres Lebens. In Kleingruppen zu zweit oder dritt, die sich spontan bildeten, tauschte man intensiv Erinnerungen aus, die beim Betrachten und Nachfragen zu den Bildern auftauchten. Die Situationen, in denen die Fotos entstanden waren, wurden erinnert, und auch die Studenten, die ihrerseits aus ihrem Leben Fotos von Familie, Eltern, Großeltern mitgebracht hatten, erzählten von ihrem Leben und ihrer Familie.

Dann wurden die Fotowände fotografiert, was bei allen auf großen Zuspruch stieß, da sie das Festhalten bestimmter schöner Augenblicke für wichtig hielten, auch wenn sie dabei seufzend bemerkten: »ich Alte mit meinen vielen Falten«. Die Gespräche über Vergangenheit und Leben im Vergleich zum Jetzt, diese Rückbesinnung hatte die Gruppe sehr bewegt. Bei einem anschließenden Spaziergang durch den Schloßpark kam es noch zu angeregten Gesprächen über Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten bei jung und alt. Es wurde dann sehr lustig. Durch die vorangegangene Aktion waren sich alle etwas nähergekommen, gelockerter und voll Interesse füreinander.

Beim nächsten Treffen in einem alten Biebricher Café kam der Wunsch auf, der neu gegründeten Gruppe einen Namen zu geben. Viele Namen voll Einfallsreichtum zeigten, wie positiv sich die Gruppe selber einschätzte und auch mit wieviel Humor sie sich nun in der Öffentlichkeit darstellen wollte.

Nachdem der »Club Antique«, von *Herrn E.* vorgeschlagen, keine Zustimmung fand, fühlten sich alle bei der Bezeichnung »Spätlese Biebrich« gemeint, denn »Spätlese« sei ein besonderer Wein mit Reife und Güte. Dieser neue Name sollte nun im Nachbarschaftshaus vierzehn Tage später mit echter Spätlese getauft und begossen werden.

Bei dieser Tauffeier war die Stimmung gelöst, heiter, neue Mitglieder waren bereits zur Gruppe gestoßen. Es wurde gesungen, fotografiert, und *Herr E.* hatte die Idee, eine Gruppenkasse einzurichten, und legte gleich mit einem Schein – obwohl er kaum Geld hat – den Grundstock. Es zeigte sich trotz Ermutigung aber niemand bereit, das Geld zu verwalten, da die meisten wegen ihres oft wechselnden Gesundheitszustandes vielleicht nicht immer zu den Treffen kommen könnten und sie nicht möchten, daß sich dann jemand darüber ärgert, daß die Kasse fehlt. So wurde eine Studentin gebeten, die Kasse zu führen, und schnell war ein guter Grundstock zusammen.

Beim nächsten Treffen setzten wir gemeinsam einen kleinen Artikel über die Gründung der »Spätlese Biebrich« für den regional erscheinenden ‚Biebricher Blickpunkt‘ auf, und die Senioren suchten ein Foto von der Gruppentaufe aus. Als der Artikel zu Beginn des nächsten Monats mit Foto erscheint, sind alle ganz stolz, auch die, die nur mit den Rücken auf dem Foto zu erkennen sind. Einige neue Mitglieder, die im Laufe der Zeit zur Gruppe stoßen, haben vorher den Artikel mit Interesse gelesen und sich an die Gruppe um Aufnahme gewandt.

Es folgten viele gemeinsame Unternehmungen. Zwei Theaterbesuche – für einige ein ganz besonderes Erlebnis, da sie noch nie in ihrem Leben im Staatstheater waren und von dem prunkvollen Gebäude und Rahmen ebenso angetan waren wie vom Stück.

Ein Busausflug mit Besichtigung einer Firma, die Heilwasser liefert, gab der Gruppe die Möglichkeit, auch die Besucher der Altentagesstätte des Nachbarschaftshauses kennenzulernen und Kontakte zu knüpfen bzw. zu vertiefen, die bereits bei der »Fastnachtsfeier« und einer Tanzveranstaltung »Tanz in den Mai« geknüpft worden waren. Diese beiden Veranstaltungen waren ganz besondere Ereignisse für die Gruppe. Bei diesen Festen hatte *Herr E.* seine großen Auftritte. Er ging auf die Bühne und trug am Mikrophon eine Ballade vor. Er tanzte viel und tanzte mit zwei Studentinnen einen alten Tanz zu dritt vor. In diesem Rahmen inmitten der Tagesstättenbesucher und Tänzer kam es zu neuen Kontakten, künftige Mitglieder der Spätlese lernten die Studenten hier beim Tanz kennen.

Die Studenten hatten nun Einblick in das Leben und Wohnen der Senioren erhalten. Das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Gruppe war

gewachsen. Aber noch fehlte der Austausch, das wirkliche sich gegenseitig Kennenlernen. Auch die Alten sollten im Sinne des *Exchange-Learning-Konzeptes* sehen, wie die Jungen leben und arbeiten. So wurde bei den Studenten der Gedanke geboren, die Seniorengruppe zu einem ihrer Feste, zu einem internationalen Gartenfest im Rahmen einer Woche gegen Fremdenfeindlichkeit, in ihre Fachhochschule einzuladen.

An einem der üblichen 14tägigen Treffen der »Biebricher Spätlese« schlugen sie den Senioren vor, mit ihnen am Ausländerfest der FH teilzunehmen. Sie sollten dabei ihren Bezugsrahmen etwas näher kennenlernen und wollten ihnen zeigen, wo sie lernen und studieren. Zu ihrer Überraschung war die Gruppe begeistert und meinte, sie interessiere sich sehr für das Thema Ausländer. Es fielen Bemerkungen wie: »Ja, zuerst holt man sie her, und wenn man sie nicht mehr braucht, werden sie einfach weggeschickt. So geht das nicht. Die Kinder haben sich auch schon hier eingelebt.«

Offensichtlich sahen sie Parallelen in der Situation ausländischer Bürger und ihrer eigenen als Abgeschobene, nicht mehr Gebrauchte.

Im Juni ist es dann soweit. Einige sind allein gekommen, die Gehbehinderten werden vom Fahrdienst gebracht.

Die Studenten, nun als Hausherrn, begrüßen ihre Gäste, zeigen ihnen die Innenräume der FH, die Mensa, das Foyer mit den Ausstellungstafeln zum Thema »Ausländerfeindlichkeit«. Schon im Foyer kamen einige Senioren mit ausländischen Mitbürgern ins Gespräch. Im Seminarraum der Studenten kommt es dann zu einem spontanen Rollenspiel (vgl. auch *Hummel 1983*). *Herr E.* schlüpft in die Rolle eines Professors, die Senioren und Studenten setzen sich im Kreis um das Podium, »um einmal zu sehen, wie das als Student so ist«. Er stellt den Studenten Fragen zu ihren Geschichtskennntnissen: »Wann war die Schlacht im Teutoburger Wald? Wann war der 7jährige Krieg? Wann waren die ersten großen Bauernaufstände?«, die von den Studenten so wenig zu seiner Zufriedenheit beantwortet werden, daß er auf Mathematik ausweicht, aber auch da sind ihm die Studenten nicht »pfiffig« genug. So wird die »Vorlesung« abgebrochen, und alle begeben sich hinaus auf die Wiese, wo schon ein buntes Treiben herrscht. Die Gruppe setzt sich mit Kaffee und Kuchen an die Spielfläche, nachdem sie einen Rundgang zwischen den Ständen mit internationalen Spezialitäten gemacht hat. Sie hören dem türkischen Sänger zu, erleben den Clown, eine türkische Folklore-Tanzgruppe, hören klassische griechische Musik und versuchen dem Sinn eines türkischen Pantomimen auf die Spur zu kommen. *Herr E.* tanzt bei jeder Gelegenheit mit, türkische und griechische Kinder gesellen sich ihm zu, und auch hier,

wie beim Fest bei uns im Nachbarschaftshaus, geht er zum Mikrofon und trägt eine Ballade vor. Die Vitalität der Seniorengruppe, die lebhaft die Darbietungen kommentiert, erregt die Aufmerksamkeit der Studenten. Zwei ältere Damen gesellen sich zur Gruppe und zeigen ihr Interesse für die Gruppe und tauschen Adressen aus. Bis zum Abend ist die »Spätlese« dabei, und alle betonen beim Abschied, wie gut es ihnen gefallen habe.

Auch bei einem Stadtteilfest, bei dem es um die Verschönerung eines Platzes durch eine Bepflanzung mit Bäumen geht, das gemeinsam mit Nachbarn im Umfeld des Nachbarschaftshauses vorbereitet ist, lernt nun die »Spätlese Biebrich« neue Leute kennen. An langen Bänken vor der Tanzbühne sitzend, machen sie mit, tanzen auch ein wenig, besonders der immer zu Späßen aufgelegte Erich tanzt mit Kindern auf dem Podest, und als die Kinder zum Abschluß ganz spontan eine Polonäse bilden, reihen sich einige Senioren in die Kinderkette ein und ziehen mit ihnen, den Leuten zuwinkend, über den Platz. Nicht alle sind so leicht dabei, aber auch sie strahlen trotz harter Bänke, sitzen inmitten von Nachbarn, zwischen jung und alt, zwischen Tagesstättenbesuchern und Ausländern und bleiben bis gegen Abend.

Viele Unternehmungen sind noch geplant. Wichtig für die Spätlesegruppe ist auch die Teilnahme an einer vom *Seniorenbeirat* veranstalteten Woche zum Thema »Das Alter – ein Freiraum für aktives Handeln«, bei der sich die Gruppe mit einer Fotowand ihre Aktivitäten darstellen wird.

Die Gruppe besteht nun, im August 1984, aus 15 Senioren und 4 Studenten, von denen ca. 10–12 fast regelmäßig zu den Treffen kommen. Durch ihr hohes Alter bedingt (zwischen 68 und 85 Jahren), und aufgrund ihrer besonderen Einschränkungen, starken Gehbehinderungen, massiven Mängeln im Hör- und Sehvermögen und starken Kreislaufstörungen mit Schwindelanfällen, sind viele nicht mehr in der Lage, an allen Unternehmungen teilzunehmen. Wo dies möglich ist, wird für eine Beförderung gesorgt, aber oftmals ist es schwierig, es allen recht zu machen. Zu unterschiedlich ist der Gesundheitszustand. Aber es zeigt sich eine besondere Rücksichtnahme aufeinander.

In Gruppengesprächen fällt immer wieder auch das vermindert leistungsfähige Kurzzeitgedächtnis auf, Daten und Namen werden schneller vergessen. Ratschlag einer der älteren Frauen: »Wenn ich den Namen nicht finde, sage ich mir das Alphabet vor, dann erinnere ich mich beim entsprechenden Anfangsbuchstaben.«

Wir versuchen schon zu Beginn, vom ersten Treffen an kleine Hilfen anzubieten. Namensschilder mit großer Schrift standen auf dem gedeckten Kaffeetisch und ermöglichten uns und den anderen, die neuen Namen gleich

abzulesen, zu lernen und alle mit ihrem Namen persönlich anzusprechen. Auch bei den Begrüßungen wurden meist deutlich die Namen genannt. Inzwischen sprechen sich viele bereits mit ihren Namen an und fragen nach, was mit *Frau X.* wohl ist, warum sie nicht da ist, usw.

Positive Veränderungen lassen sich schon nach wenigen Monaten in der Gruppenarbeit feststellen. Einige Senioren haben angefangen, sich untereinander zu besuchen. *Frau K.:* »Ich besuche ab und zu Frau L. und Frau P. im Altersheim. Die Armen kommen ja sonst gar nicht raus.« Dabei ist sie selber durch eine Platzangst und Angst, eine Straße zu überqueren, bis vor kurzem nicht in der Lage gewesen, ohne Begleitperson das Haus zu verlassen, und wird zu allen Veranstaltungen jeweils mit dem Behindertentaxi gebracht. Sie, die bisher nur Kontakte zu den Zivildienstleistenden hatte, die ihr das Essen auf Rädern brachten und ein wenig im Haushalt halfen, hat nun endlich auch Kontakte zu Gleichaltrigen und Personen bekommen, denen es noch schlechter als ihr selber geht. Sie ist voller Unternehmungslust und meint, daß die Treffen noch viel öfter sein müßten.

Die Gruppenteilnehmer, die im Altersheim wohnen, treffen sich inzwischen auch ohne die Studenten zu Spielnachmittagen. Bevor die Studenten kamen, hatte es noch nicht einmal eine Spielesammlung gegeben. Sie wurde erst auf ihr Drängen hin von der Oberschwester angeschafft. Nachdem die Senioren zuerst nicht gewagt hatten, mit Nachdruck um den Schlüssel für den Raum und zum Schrank mit den Spielen zu bitten, wurde dies nach einem Gespräch bei einem Gruppentreffen geklärt und daraufhin mit dem Heimleiter eine Regelung für die Zukunft abgesprochen, die eine größere Selbständigkeit der Heimbewohner ermöglicht. Man sieht hier, wie besonders auch bei Heimbewohnern, durch Unterstützung von außen und die neuen Erfahrungen, die Stärkung durch die Gruppe Mut zu Eigeninitiativen erwachsen und es nun auch im Heim zu mehr Kommunikation miteinander gekommen ist.

Einige Bewertungen von Gruppenmitgliedern dazu, was ihnen die Gruppe gebracht hat:

Bei einem Theaterbesuch sagte mir Frau B., daß es für sie wichtig sei, »unter Leute zu kommen, damit man nicht depressiv wird«. Außerdem meinte sie, daß sie, seitdem sie zur »Spätlese« komme, viel jünger aussehen würde – wobei sie erfreut lächelte und strahlte.

Eine andere Seniorin hatte, gestützt von der Gruppe, nach ihren Aussagen zum ersten Mal seit vielen, vielen Jahren wieder eine Tanzveranstaltung besucht. Sie war gemeinsam mit der Spätlesegruppe zu unserer Fastnachtsfeier gekommen und hatte sich trotz Gehbehinderung auf die Tanzfläche getraut und über sich selber gestaunt.

»Die Gruppe ist deshalb so anziehend, weil sie den Menschen untereinander die Kontaktaufnahme erleichtert. Sie müßte sich ganz regelmäßig treffen.«

»Ich bin immer sehr aufgeschlossen gegenüber der Jugend, mich interessieren junge Menschen. Es ist doch schön, etwas miteinander zu machen.«

Als die Studenten in Einzelgesprächen fragen, was sich im Leben der Gruppenmitglieder verändert hat und wie es vor dem Kennenlernen der Studenten und Gruppe in ihrem Leben aussah, erfahren sie:

»Ich war abgeschnitten von der Welt hier im Heim. Ich habe gewartet, daß ich angesprochen werde. Viele Menschen hier im Altersheim waren nicht mehr ansprechbar. Ich hatte Angst vor der Zukunft. Geändert hat sich für mich, daß ich mich auf die Unternehmungen freue. Man kann doch einiges wieder mitmachen, was alleine nicht mehr möglich wäre. Auch die Bekanntschaft mit einigen Gruppenmitgliedern und mit ihnen ist mir wichtig. Viele Menschen haben sich in ihr Schicksal ergeben und sind nur noch leidend, passiv. Es gibt mir viel, daß ich nicht nur alte Menschen sprechen höre. Da denke ich manchmal, ach die alten Weiber, die reden doch auch nur noch über Krankheiten.«

Sie ist außer in der Spätlesegruppe auch im Lesekreis des Nachbarschaftshauses aktiv und hofft sehr, daß die Gruppe auch nach dem Weggang der Studenten bestehen bleibt. »Ich war doch schwer krank«, sagt *Frau S.*, »konnte seit meinem Aufenthalt in der Klinik nicht mehr wie vorher. Ich habe mir nicht mehr soviel zugetraut. Vorher habe ich noch einiges unternommen. Meine Krankheit war aber, wie ich es heute sehe, auch ein Glück, sonst hätte ich Sie und die Gruppe wohl nie kennengelernt. Seit ich die Gruppe habe, traue ich mir wieder mehr zu. Ich bekomme Anregungen, die Führung durchs Biebricher Schloß, den Theaterbesuch und die Treffen. Auch den Kontakt zu Ihnen finde ich positiv, man hört doch auch mal etwas davon, wie die Jugend heute denkt. Wissen Sie, ich habe doch Schwierigkeiten wegen meiner schlechten Augen und dem damit verbundenen schlechten Personengedächtnis. Ich finde, Sie und die anderen Studenten sind zuvorkommend und nett. Sie machen mir die Kontaktaufnahme zu anderen leichter, da sie mich oft den anderen vorstellen.«

Und *Herr S.* meint: »Einsam und verlassen, ein Tag war wie der andere, es hat sich nichts mehr bewegt.« Seit er die Gruppe kennengelernt hat, meint er: »Ich fühle mich um 'zig Jahre jünger. Endlich passiert wieder etwas, und das Leben hat wieder mehr Sinn . . . Schließlich bin ich auch ein Mitbegründer der Spätlesegruppe . . . ich spreche jetzt auch öfter mit Frau G. Sie ist sehr nett. Sonst interessiert mich mehr der Austausch mit euch Studenten. Ich habe schon immer mehr mit der Jugend zu tun gehabt. Mit den Mitgliedern der Gruppe ist der Kontakt mehr oder weniger oberflächlich. Über gemeinsame Unternehmungen geht die Bekanntschaft nicht hinaus. Sie sind alle zu unterschiedlich.« Auch er wünscht, die Gruppe möge weiterbestehen, auch wenn die Studenten weggehen. Aber ob sie wirklich in eigener Regie so weiterverläuft, da ist er doch voller Zweifel. »Ob es ohne euch weitergeht?«

Insgesamt kann festgestellt werden, was auch Rückfragen ergeben haben, daß sich das Lebensgefühl der Gruppenmitglieder verbessert hat. Es gibt jetzt neue Kontakte, Leute, von denen man etwas weiß, von deren Gefühlen man etwas erfahren hat, und man erlebt in der Gruppe, wie man trotz seiner

Behinderung akzeptiert wird, daß es hier kein Sollen und Müssen, sondern ein Können gibt, daß jeder jemand ist mit seiner Lebensgeschichte, mit seinem Lebenshintergrund.

Neue Erfahrungen hat man gesammelt: Neues bei der Jugend entdeckt, was so gar nicht ins Bild der bisherigen Erfahrungen paßte, die Art, wie Studentinnen/Studenten miteinander umgehen, die Art, wie sie sich kleiden, sprechen, ihre Probleme über ihre berufliche Zukunft, ihre Formen, den Alltag zu gestalten und Probleme zu bewältigen.

Aber vielleicht haben sie auch in der Gruppe neue Freunde gefunden, zumindest aber eine Gruppe, zu der man dazugehört, die sich um einen kümmert und nicht allein läßt. Telefonketten haben sich gebildet, und die Angst vor dem Alleinsein ist kleiner geworden. Das Engagement der Studenten, ihre Wärme, ihre Art, die Alten so, wie sie sind, zu akzeptieren, hat ihnen gutgetan.

Aber auch die Studenten haben von den Alten im Austausch gelernt. Während der *Student S.* bei *Frau K.* ein Bild repariert und ihr erklärt, wie sie sich selber solche Rahmen kleben kann, erzählt sie ihm von einem alten Hausrezept gegen seinen Heuschnupfen, das aus Kräutern der Gegend herzustellen sei, in der er lebe.

Vieles haben sie im Gespräch voneinander gelernt über Lebenszusammenhänge alter Menschen, ihre Erfahrungshintergründe, ihre Problembewältigungsmöglichkeiten, ihre Ängste und Sorgen. Sie haben erreicht, was sie wollten, alte Menschen, die sich vorher nicht kannten, in einer Gruppe zusammenzubringen, ihnen Anregungen zu geben, Mut, es miteinander zu versuchen. Aus dem Voneinander-Lernen ist ein »wechselseitiges Helfen« geworden. Sie haben es erreicht, daß die alten Menschen sich untereinander mit mehr Offenheit begegnen, daß sie wieder Interesse an ihrer Umwelt und am Jetzt gefunden haben. Sie haben gelernt, daß Altern ein Prozeß ist, der jetzt schon beginnt, und diese Erfahrungen werden ihnen beim eigenen Altern helfen.

Es wird in dem noch verbleibenden Jahr ganz sicherlich noch nach neuen Möglichkeiten gesucht werden, im Rahmen eines *Exchange Learning* (*Petzold*, dieses Buch S. 69 ff) neue Erfahrungen miteinander zu machen. Während dieses Projektes fand für die Studenten wöchentlich einmal eine Praxisanleitung bzw. Supervision statt (*Petzold/Lemke*, 1980; *Schreyögg* 1985), in der wir die einzelnen Schritte, Methoden und Vorgehensweisen besprachen und versuchten, auch mit den Mißerfolgen fertig zu werden. Neben diesen wöchentlichen Gesprächen nahmen die Studenten an einer Fortbildung teil. Eine Familientherapeutin des Nachbarschaftshauses bot ihnen die Möglichkeit, gemeinsam mit Mitgliedern des »Arbeitskreises

soziale Dienste« in Rollenspielen und Gesprächen ihre Schwierigkeiten im Umgang mit den Senioren aufzuarbeiten. Ihnen wurde Hilfestellung gegeben bei den Kontakt- und Distanzierungsschwierigkeiten, die sie hatten. Die meisten hatten Mühe, sich nach der vereinbarten Zeit bei Hausbesuchen zurückzuziehen oder zu sagen, wenn sie etwas nicht interessierte. Sie hörten sich lieber lange Zeit Dinge an, die sie weniger interessierten, ohne ihre eigenen Bedürfnisse klar zu artikulieren. Ihre Rücksichtnahme war schwer mit den eigenen Bedürfnissen in Einklang zu bringen. Aber im Verlauf der Arbeit wurden ihre Hemmungen doch zum großen Teil abgebaut, und ein offener Austausch machte nach den Anfangsschwierigkeiten dann doch das Zusammensein zu einer erfreulichen Begegnung.

Es bleibt abzuwarten, ob sich die Hoffnung der Studenten, eine wirklich aktive Altengruppe initiiert zu haben, die möglicherweise auch für andere Senioren aktiv wird, so wie die »Grauen-Panther« (Meier/Seemann, 1982), erfüllt. Zur Zeit läßt sich nur feststellen, daß durch die vielen neuen, die zur Gruppe stoßen, eine starke Veränderung in Gang kommt. Aber auch wenn es nicht zu einer Politisierung in dieser Form kommen sollte, so ist doch festzustellen, daß die Arbeit für alle Beteiligten gute Ergebnisse gebracht hat. Noch bleibt uns ein Jahr gemeinsame Arbeit mit den Projektstudenten – Zeit auch für einen behutsamen Ablösungsprozeß und Zeit zur Stärkung der Autonomie der Gruppe.

Literatur

- Adams, D. L., Correlates of satisfaction among the elderly, *The Gerontologist* 11 (1971) 64–68.
- André, R., *Homemakers. The forgotten workers*, Univ. of Chicago Press, Chicago 1981.
- Arth, M., American culture and the phenomenon of friendship in old age, in: Tibbitts, C., Donahue, W., *Social psychological aspects of aging*, Columbia University Press, New York 1962, 529–534.
- Atchley, R. C., *The social forces in later life*, Wadsworth, Belmont 1980.
- Baltes, M. M., Environmental factors in dependency among nursing home residents: A social ecology analysis, in: Wills, T. A., *Basic processes in helping relationships*, Academic Press, New York 1982.
- Baltes, M. M., Barton, E. M., Orzech, M. J., Lago, D., Die Mikroökologie von Bewohnern und Personal: Eine Behavior-Mapping-Studie im Altenheim, *Z. f. Gerontol.* 16 (1983) 18–26.
- Barker, R. G., *Ecological psychology*, Stanford Univ. Press, Stanford 1968.
- Barnes, J. A., Networks as political process, in: *Mitchel* (1969) 51–76.

- Bayer, P., Soziokulturelle Stadtteilarbeit: Lernen in Selbsthilfegruppen, in: Wiedergewinnung von Wirklichkeit, Dreisam, Freiburg 1983.
- Bauer, H., Modell einer kommunalen Altenhilfe, in: *Hohmeier, Pohl* (1978) 157–182.
- Beard, B., Are the aged ex-family? *Social forces* 27 (1949) 274–279.
- Bennett, R., Living conditions and every day needs of the elderly with particular reference to social isolation, *International Journal of Aging and Human Development* 4 (1973) 179–198.
- , Aging, isolation and resocialization, Van Nostrand Reinhold, New York 1980.
- Bernard, H. R., Killworth, P. D., Information accuracy in social network data I, *Human Organisation* 35 (1976) 269–286.
- , Information accuracy in social network data II, *Human Communication Research* 4 (1976) 3–18.
- Binstock, R. H., Shanas, E., Handbook of aging and the social sciences, Van Nostrand Reinhold, New York 1976.
- Birren, J. E., The aged in the cities, *The Gerontologist* 9 (1969) 163–169.
- Blankertz, St., Goodman, P., Staatlichkeitswahn, Die Büchse der Pandora, Wetzlar 1981.
- Blankertz, St., Kritischer Pragmatismus. Die Soziologie Paul Goodmans, Die Büchse der Pandora, Wetzlar 1983.
- , Paul Goodmans politische Theorie der Aggression, in: *Ch. Schmidt, H. Petzold*, Gestalttherapie. Wege und Horizonte, Junfermann, Paderborn 1985.
- Blaschke, H., Ritt, R., Weeder, R., Gemeinwesenarbeit und Erwachsenenbildung. Modell zum Lernen im offenen sozialen Feld, Österreichisches Institut für politische Bildung, Matthesburg 1983.
- Blaschke, D., Franke, J., Friedrich, A., Freizeitverhalten älterer Menschen. Exemplarische Untersuchung zur interdisziplinären Gerontologie im Rahmen eines Modellversuches, Enke, Stuttgart 1982.
- Blau, Z. S., Structural constraints on friendship in old age, *American Sociological Review* 26 (1961) 429–439.
- Blau, Z. S., Old age in a changing society, Watts, New York 1973.
- Blenkner, M., Environmental change and the aging individual, *The Gerontologist* 7 (1967) 37–39.
- Brassenl, P., La place de l'université du troisième âge dans la société, *Gérontologie* 47 (1983) 12–17.
- Bronfenbrenner, U., Ansätze zu einer experimentellen Ökologie menschlicher Entwicklung, in: *Oerter, H.* Moderne Entwicklungspsychologie, Auer, Donauwörth 1978.
- Brown, G. W., Harris, T., Social origins of depression, London 1968.
- Brubaker, T. H., Powers, E. A., The stereotype of »old«: A review and alternative approach, *Journal of Gerontology* 31 (1976) 441–447.
- Brusten, Vh., Hohmeier, J., Stigmatisierung. Zur Produktion gesellschaftlicher Randgruppen, Luchterhand, Neuwied 1975, 2 Bde.
- Bubolz E., Bildung im Alter, Lambertus, Freiburg 1983.
- Bujard, O., Lange, U., Armut im Alter, Beltz, Weinheim, 1978.
- Bungard, W., Isolation und Einsamkeit im Alter, Hanstein, Köln 1975.
- Butler, R. N., Myrna, I. L., Aging and mental health, Mosby, St. Louis 1973.
- , Age-ism: Another form of bigotry, *The Gerontologist* 9 (1969) 243–246.
- Byerts, T. O., Howell, S. C., Pastalan, L. A., Environmental context of aging, Garland Press, London, New York 1979.

- Cantor, M., Life space and the social support system of the inner city elderly of New York, *The Gerontologist* 15 (1975).
- Caplan, G., Support systems and community mental health, Behavioural Publications, New York 1974.
- Carp, F. M., A senior centre in public housing for the elderly, *The Gerontologist* 16 (1976) 243-249.
- , Impact of improved living environment on health and life expectancy, *The Gerontologist* 17 (1977) 242-249.
- , Life style and location within the city, in: Byerts et al. (1979) 16-32.
- Clark, M., Anderson, B. G., Culture and aging: An anthropological study of older Americans, Charles C. Thomas, Springfield, Illinois 1967.
- Damon, W., The social world of the child, Jossey-Bass, San Francisco 1977.
- Dansel, M., Nos frères les rats, Fayard, Paris 1982.
- Deutscher, I., Socialization for postparental life, in: Rose, A. M., Human behaviour and social process, Houghton, Mifflin, Boston 1962, 506-525.
- Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hrsg.), Fachbericht zur Situation älterer Menschen in der BRD, Berlin 1982.
- Dieck, M., Wohnen und Wohnumfeld älterer Menschen in der BRD, Quelle & Meyer, Heidelberg 1979.
- Dono, J., Falbe, C., Kail, B., Litwak, E., Sherman, R., Siegal, D., Primary groups in old age, *Research on Aging* 1 (1979) 403-433.
- Douglas, J., Understanding everyday life, Routledge & Kegan, Paul, London 1974.
- Dowd, J. J., Aging as exchange: A preface to theory, *The Gerontologist* 30 (1975) 584-594.
- Edney, J., Territoriality, *Psychological Bulletin* 81 (1974) 959-973.
- , Human territories: Comment on functional properties, *Environment and Behaviour* 8 (1976) 31-47.
- Ernst, P., Beran, B., Badosh, D., Kosovsky, R., Kleinhaus, E., Treatment of the aged mentally ill: Further unmasking of the effects of a diaphros of chronic brain syndrome, *J. American Geriatric Society* 25 (1977) 466-469.
- Ernst, B., Beran, S., Safford, F., Kleinhaus, M., Isolation and the symptoms of chronic brain syndrome, *The Gerontologist* 18 (1978) 468-474.
- Estes, C., Community planning for the elderly, from an organisational, political, and interactionist perspective, Ph. D. Dissertation, Department of Sociology, University of California, San Diego 1973.
- , The aging enterprise, Jossey-Bass, San Francisco 1975.
- Estes, C., Freeman, H. E., Strategies of design and research for intervention, in: Binstock, R. H., Shanas, E., Handbook of aging and the social sciences, Van Nostrand Reinhold, New York 1976, 536-560.
- Fine, G. A., Kleinman, S., Rethinking subculture: An interactionist analysis, *American J. of Sociology* 85 (1979) 1-20.
- Fischer, C., The urban experience, Harcourt Brace, New York 1976.
- , To dwell among friends, University of Chicago Press, Chicago 1982.
- Fischer, D. H., Growing old in America, Oxford University Press, New York 1977.
- Fischer, D. H., Stone, L., Growing old: An exchange, *New York Review of books* 15 (1977) 47-49.
- Fischer, L., Die Institutionalisierung alter Menschen, Böhlau, Köln 1976.
- Fontana, A., The last frontier. The social meaning of growing old, Sage Press, Beverly Hills 1979.

- Friedmann, E. A., The impact of aging on social structure, in: *Tibbitts, C.*, Handbook of Social Gerontology, University of Chicago Press, Chicago 1960, 120–144.
- Fuchs, A., *Schnieders, H.-W.*, Soziale Kulturarbeit. Berichte und Analysen, Beltz, Weinheim 1982.
- Gelfand, D. E., *Olsen, J. K.*, The aging network, Springer, New York 1980.
- George, L. K., Role transitions in later life, Brooks/Cole, Wadsworth, Monterey 1980.
- Goffman, E., Cooling the mark out: Some aspects of adaptation to failure, *Psychiatry* 15 (1952) 451–463.
- , Presentation of self in everyday life. Doubleday-Anchor, Garden City 1959.
- , Asylums, Doubleday-Anchor, Garden City 1961.
- , Stigma: Notes of the management of spoiled identity, Prentice Hall, Englewood Cliffs, N. J. 1963.
- , Rahmenanalyse, Suhrkamp, Frankfurt 1977.
- Golant, St. M., The residential location and spacial behavior of the elderly, Univ. of Chicago, Department of Geography, Research Paper No. 143, Chicago 1972.
- Goodman, P., Utopian essays and practical proposals, Vintage 1962; TB: Vintage 1964.
- , Like a conquered province: The moral ambiguity of America, Random, New York 1967.
- , Nature heals, Dutton, New York 1979.
- Goodman, P., *Goodman, P.*, Communitas, Vintage Books, New York 1947; 1960².
- Granovetter, M. S., Networks sampling: some first steps, *American Journal of Sociology* 81 (1975) 1287–1303.
- Grohnmeyer, R., *Babr, H.-E.*, Niemand ist zu alt, Fischer, Frankfurt 1979.
- Gubrium, J. F., Time, roles, and self in old age, Human Sciences Press, Behavioural publications, New York 1976.
- Guenter, R., *Rutzen, R. J.*, Kultur tagtäglich. Viele Vorschläge zum Selbermachen, Rowohlt, Reinbek 1982.
- Hareven, T. K., Family time and historical time, *Daedalus* 106 (1977) 57–70.
- Heeckerens, H. P., Aspekte der Berufstätigkeit von Gestalttherapeuten, *Integrative Therapie* 1/2 (1984) 162–169.
- , Dimensionen therapeutischen Handelns, in: *Schmidt, Petzold* (1985).
- Heinemann-Knoch, M., *de Rijke, J., Schachtner, Ch.*, Alltag im Alter, Campus, Frankfurt 1985.
- Helson, H., Adaptation level theory, Harper & Row, New York, 1964.
- Hendricks, D. C., *Hendricks, J.*, Concepts of time and temporal construction among the aged, with implications for research, in: *Gubrium* (1976) 13–49.
- Hess, B., The stereotypes of the aged, *Journal of Communication* 24 (1974) 76–85.
- , Sex roles, friendship and the life course, *Research on aging* 1 (1979) 495–515.
- Hinte, W., Soziale Gruppenarbeit und stadtteilbezogene soziale Arbeit oder: Der Abschied vom sozialarbeiterischen Weltbild, *Schwalbacher Blätter* 34 (1983) 114–124.
- Hochschild, A. R., Communal life-styles for the old, *Society* 10 (1973) 50–57.
- , The unexpected community: Portrait of an old-aged subcultural, University of California Press, Berkeley 1978.
- Hohmeier, J., *Pohl, H.-J.*, Alter als Stigma, Suhrkamp, Frankfurt 1978.
- Hollenstein, E., Offene Erwachsenenbildung als Gemeinwesenarbeit, *Volkshochschule im Westen* 34 (1982) 17–19.

- Huck, K., Petzold, H., Death education, Thanatagogik. Modelle und Konzepte, in: Spiegel-Rösing, I., Petzold, H., Die Begleitung Sterbender, Junfermann, Paderborn 1984, 501–576.
- Huebner, I., Kulturelle Opposition, Damnitz, München 1983.
- Hummel, K., Öffnet die Altersheime! Gemeinwesenorientierte, ganzheitliche Sozialarbeit mit alten Menschen, Beltz, Weinheim 1982.
- Ittelson, W. H., Rivlin, L. G., Proshansky, H. M., The use of behavioral maps in environmental psychology, in: Proshansky et al. (1970).
- Irwin, J., Notes on the present status of the concept subculture, in: Arnold, D., The sociology of subcultures, Glendissary Press, New York 1970, 164–170.
- , Scenes, Sage Publications, Beverly Hills 1977.
- Junker, J.-P., Alter als Exil. Zur gesellschaftlichen Ausgrenzung alter Menschen, Zürich 1973.
- Kadushin, C., Power, influence and social circles, *American sociological review* 33 (1968) 685–699.
- , Networks and circles in the production of culture, *American Behavioural Scientist* 19 (1976) 769–784.
- Keith, J., Old people as people: Social and cultural influences on aging and old age, Little Brown, Boston 1982.
- Koty, J., Die Behandlung der Alten und Kranken bei den Naturvölkern, Hirschfeld, Stuttgart 1934.
- Krüger, F., Methoden einer Weiterbildung im Alter, Diss. phil. Fak. Univ. Essen 1980.
- Kucher, W., Die Wertung der Lebensalter bei den Naturvölkern, *Vita Humana* 4 (1961) 22–56.
- Kuehl, W., Selbsthilfegruppen. Modeerscheinung oder Korrektiv eines verfehlten Professionalisierungskurses der Sozialpädagogik? *Neue Praxis* 13 (1983) 37–45.
- Lakoff, S. A. The future of social intervention, in: Binstock, Shanas (1976) 643–663.
- Lantermann, E. D., Eine Theorie der Umwelt-Kompetenz. Architektonische und soziale Implikation für eine Altenheim-Planung, *Zeitschrift für Gerontologie* 9 (1976) 433–443.
- Laumann, E. O., Pappi, U. F., Networks of collective action, Academic Press, New York 1976.
- Lawton, M. B., Leibowitz, B., Charon, H., Physical structure and the behavior of senile patients following ward remodeling, *Aging and Human Development* 1 (1970) 330–340.
- Lawton, M. B., Nahemow, L., Teaff, J., Housing characteristics and the well-being of elderly tenants in federally assisted housing, *Journal of Gerontology* 30 (1975) 601–607.
- Lawton, M. B., Patina, K. B., Kleban, M. H., The ecology of adaptation to a new environment, *Int. J. Aging and Human Development* 7 (1976) 15–26.
- Lawton, M. B., Brody, E. M., Turner-Massey, P., The relationships of environmental factors to changes in well-being, *The Gerontologist* 18 (1978) 133–137.
- Lawton, M. P. Ecology and aging, in: Pastalan, Carson (1970).
- Lehr, U., Altern als sozialpsychologisches und ökologisches Problem. Der Prozeß der aktiven Auseinandersetzung mit der Lebenssituation im Alter, *Zeitschrift für Gerontologie* 8 (1975) 79–80.
- Lehr, U., Olbrich, E., Ecological correlates of adjustment to aging, in: Thoma (1976) 81–92.

- Lester, P. B., Baltes, M. M., Loss of independence in the elderly: The significance of environmental conditions; *J. Gerontol. Nursing* 4 (1978) 23–27.
- Levin, S., Kabana, R., Psychodynamic studies on aging: Creativity, Reminiscing, and Dying, International Universities' Press, New York 1967.
- Lieberman, M. A., Falk, J., The remembered past as a source of data for research on the life-cycle, *Human Development* 14 (1971) 132–141.
- Lofland, J., Analyzing social settings: A guide to qualitative observation and analysis, Wadsworth, Belmont 1971.
- , Doing social life, John Wiley, New York 1976.
- Long, N. E., The local community as an ecology of games, *American Journal of Sociology* 63 (1958) 221–261.
- Lowenthal, M., Social isolation and mental illness in old age, *American Sociological Review* 29 (1964) 54–70.
- Lowenthal, M., Robinson, D., Social networks and isolation, in: *Binstock, Shanas* (1976) 432–456.
- Lück, E., Der Rattenprozeß, Westdeutscher Rundfunk, Sendungsmanuskript vom 3. 4. 1984, 21.04–22.00 Uhr, 2. Progr., Köln 1982.
- Majce, G., Zur Soziologie der Mehrgenerationenfamilie, in: *Radebold, H., Schlesinger-Kipp, D.*, Familien- und paartherapeutische Hilfen bei älteren und alten Menschen, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1982, 53–73.
- Mann, B., Angebotsstruktur Altenheime. Am Beispiel einer Großstadt (Nürnberg), *Aktuelle Gerontologie* 12 (1982) 176–179.
- Marshall, V. W., Last chapters: A sociology of aging and dying, Brooks/Cole, Belmont 1980.
- Matthews, S. H., The social world of old women. Management of self-identity, Sage Publications, Beverly Hills 1979.
- McMahon, W. W., Rhudick, P. J., Reminiscing in the aged: An adaptational response, in: *Levin, Kabana* (1967) 292–298.
- Meier, R., Seemann, H.-J., Die Grauen Panther, Beltz, Weinheim 1982.
- Merriam, S., The concept and the function of reminiscence: A review of research, *The Gerontologist* 20 (1980) 604–608.
- Mitchell, J. C., Social networks in urban situations, Manchester University Press, Manchester 1969.
- Moos, R. H., Environmental choice and control in community care settings for older people, *J. of Applied Social Psychology* 11 (1981) 23–43.
- Mullins, N. C., Theories and theory groups in sociology, Harper & Row, New York 1973.
- Nahemow, L., Lawton, M. B., Towards an ecological theory of adaptation and aging, in: *Priser, W. S. (Ed.)*, Environmental design research, Strondsbrug, Pennsylvania 1973.
- Narr, H., Soziale Probleme des Alters, Kohlhammer, Stuttgart 1976.
- Nimekoff, M. F., Changing family relationships of older people in the United States during the last fifty years, in: *Tibbitts, Donahue* (1962) 405–414.
- Olbrich, E., Der ältere Mensch in der Interaktion mit seiner Umwelt, Diss. phil. Fak. Univ. Bonn, Bonn 1976.
- Pastalan, L. A., Carson, P. H., Spatial behavior of older people, Ann Arbor 1970.
- Pesendorfer, F. A., Selbsthilfegruppen – Politisches Potential oder familiäre Idylle? *Politische Bildung* 2 (1983) 41–44.

- Petzold, H. G.*, Géragogie nouvelle approche de l'éducation pour la vieillesse et dans la vieillesse, *Publ. de l'Institut St. Denis* 1 (1965) 4–16; dtsh. dieses Buch S. 11 ff.
- , Les quatre Pas. Concept d'une communauté thérapeutique, Paris 1969, mimeogr.
- , Zur Veränderung der sozialen Mikrostruktur im Alter. Eine Untersuchung von 40 »Sozialen Atömen« alter Menschen, *Integrative Therapie* 1/2 (1979) 51–78.
- , Das Hier-und-Jetzt-Prinzip in der psychologischen Gruppenarbeit, in: *Bachmann, C. H.*, Kritik der Gruppendynamik, Fischer, Frankfurt 1981, 240–299.
- , Zum Konzept der Therapiekette und zur Karriere Drogenabhängiger, in: *Petzold, H. G., Vormann, G.* (Hrsg.), Therapeutische Wohngemeinschaften. Erfahrungen – Modelle – Supervision, Pfeiffer, München 1981a, 208–228.
- , Integrative intervention in the treatment of the drug addict, Institute on Treatment of the Drug Addict, 22.–26. 3. 1982, Bangkok 1982, Proceedings ICAA, Lausanne/Genf 1982.
- , Das therapeutische Theater Iijines in der Arbeit mit alten Menschen, in: *Petzold, H. G.* (Hrsg.), Dramatische Therapie. Neue Wege der Behandlung durch Psychodrama, Rollenspiel, Therapeutisches Theater, Hippokrates, Stuttgart 1982a, 318–334.
- , Der Verlust der Arbeit durch die Pensionierung als Ursache von Störungen und Erkrankungen. Möglichkeiten der Intervention durch Soziotherapie und Selbsthilfegruppen, in: *Petzold, H. G., Heiml, H.*, Psychotherapie und Arbeitswelt, Junfermann, Paderborn 1983, 409–446; dieses Buch S. 123 ff.
- , Interventionsforschung. Zur Veränderung der Struktur und des sozialen Klimas in Altenheimen, Projekt Pensionistenheime der Niederösterreichischen Landesregierung, Projektpaper, Wien 1985.
- Petzold, H. G., Bubolz, E.*, Bildungsarbeit mit alten Menschen, Klett, Stuttgart 1976.
- Petzold, H. G., Lemke, J.*, Gestalt-supervision als Kompetenzgruppe, *Gestalt-Bulletin* 1 (1980) 88–94.
- Petzold, H. G., Mathias, U.*, Rollenentwicklung und Identität, Junfermann, Paderborn 1983.
- Petzold, H. G., Orth, I.*, Poesie und Therapie, Junfermann, Paderborn 1985.
- Petzold, H. G., Frühmann, R.*, Das Konzept der Gruppe in den psychotherapeutischen Schulen, Junfermann, Paderborn 1985.
- Proshansky, H. M., Ittelson, W. H., Rivlin, U. S.*, Environmental psychology, Rinehart & Winston, New York 1970.
- Projektgruppe »Alt-Biebrich« der Arbeitsgruppe Stadtteilentwicklung*, Stadtteilanalyse Alt-Biebrich, Wiesbaden 1982.
- Rao, D. B.*, The team approach to integrated care of the elderly, *Geriatrics* 1 (1977) 88–96.
- Rommelsbacher, Th.*, Der typische Aktivist ist Rentner, war kleiner Funktionär und lebt schon lange in der Siedlung. Die Struktur einer Bürgerinitiative am Beispiel der Zechenhausinitiative »Floetz Dickebank«, *Päd. extra, Sozialarbeit* 6 (1982) 19–23.
- Rosenmayr, L.*, Altern im sozial-ökologischen Kontext, *aktuelle gerontologie* 7 (1977) 289–299.
- Rosenmayr, L., Rosenmayr, H.*, Der alte Mensch in der Gesellschaft, Rowohlt, Reinbek 1978.
- Rosenmayr, L.*, Die späte Freiheit, Severin & Siedler, Berlin 1983.
- Rosow, I.*, Social integration of the aged, Free Press, New York 1967.
- , Socialisation to old-aged, University of California Press, Berkeley 1974.

- Ross, J.-K., Old people, new Lives: Community creation in a retirement residence, University of Chicago Press, Chicago 1977.
- Rucht, D., Unkonventionelle Verbände. Bürgerinitiativen zwischen Protest und Integration, *Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium* 11 (1982) 36–45.
- Saup, W., Übersiedlung ins Altenheim, Beltz, Weinheim 1984.
- Senator für Gesundheit, Soziales und Familie (Hrsg.), Hilfe durch Selbsthilfe. Selbsthilfegruppen in eigener Darstellung, ein Wegweiser. 3. erw. Aufl., Berlin West 1983.
- Shanas, E., Townsend, B., Wedderburn, D., Frijs, H., Milhoj, P., Stehouwer, J., Older people in three industrial societies, Atherton Press, New York 1968.
- Shibutani, T., Reference groups as perspectives, *American Journal of Sociology* 60 (1955) 562–568
- , Society and personality, Prentice-Hall, Englewood Cliffs, N. J., 1961.
- Silverstone, B., Social aspects of rehabilitation, in: *Williams* (1984) 59–79.
- Simmons, L. W., The role of the aged in primitive society, Yale University Press, New Haven 1945.
- Smith, J., The narrowing social world of the aged, in: *Simpson, I. H., McKinney, J. C.*, Social aspects of aging, Duke University Press, Durham, N. C., 1966.
- Sosna, U., Soziale Isolation und psychische Erkrankung im Alter, Campus, Frankfurt 1983.
- Schick, I., Alte Menschen in Heimen, Köln 1978.
- Schreyögg, A., Das Konzept der Gruppe in der Supervision, in: *Petzold, Frühmann* (1985).
- Schmidt, Ch., *Petzold, H.*, Gestalttherapie – Wege und Horizonte, Junfermann, Paderborn 1985.
- Schultze, A., Bildungsstätte und Bürgerengagement. Umriss einer Kooperation, *Materialien zur politischen Bildung* 3 (1983) 40–46.
- Schultz, H. J., Die neuen Alten. Erfahrungen aus dem Unruhestand, Kreuz, Stuttgart 1985.
- Schulz, T., Von Bürgerinitiativen lernen? *Literatur- und Forschungsreport Weiterbildung* 8 (1981) 56–69.
- Schütz, A., On phenomenology and social relations, University of Chicago Press, Chicago 1970.
- Sperber, M., Der andere Sozialismus 10, NDR 3, Hamburg, Sendungsskript vom 1. 5. 1982; in: *Petzold, H. G.*, Psychotherapie und Friedensarbeit (in Vorbereitung) 1986.
- Steele, F., Organizational Development and sociophysical settings, Boston 1972.
- Steiner-Hummel, I., Hummel, K., Das Altenheim als Lebensraum – zur Humanisierung der Heimsituation, *Zeitschr. für Humanist. Psychol.* 3/4 (1979) 73–85.
- , –, Gemeinwesenorientierte ganzheitliche Ältenarbeit und Altenpflege. Die Konzeption des Heimes am Kappelberg, *Altenpflege* 6 (1981) 133–135.
- Stignitz, P., Am Rande der Gesellschaft. Die soziale Integration älterer Menschen, *Sozialer Fortschritt* 31 (1982) 190–191.
- Stonequist, E., The marginal man, Scribners, New York 1937.
- Strauss, A., A social world perspective, in: *Denzin, N. K.*, Studies in symbolic interaction, JAI Press, Greenwich 1978, 190–228.
- , Social world and spatial processes: An analytic perspective, Department of Social and Behaviour Sciences, University of California, California 1979 (mimeogr.).

- , Social world and legitimation processes, in: *Denzin, N. K.*, Studies in symbolic interaction, Vol. IV, JAI Press, Greenwich 1982.
- Strauss, A., Glaser, B.*, Status Passage, Aldine Press, Chicago 1971.
- Tews, H. P.*, Sozialökologische Einflußfaktoren auf das Verhalten alter Menschen, *Zeitschr. f. Gerontol.* 10 (1977) 322–342.
- Thomae, H.*, Patterns of Aging, Karger, Basel 1976.
- , Ökologische Aspekte der Gerontologie, *Zeitschrift für Gerontologie* 9 (1976a) 407–410.
- , Alternsstile und Alternsschicksale, Huber, Bern 1983.
- Tibbitts, C., Donahue, W.*, Social and psychological aspects of aging, Columbia University Press, New York 1962.
- Townsend, P.*, The last refuge, Routledge & Kegan, Paul, London 1962.
- Trela, J. E.*, Some political consequences of senior center and other old age group membership, *The Gerontologist* 11 (1971) 118–123.
- , Age structure of voluntary associations and political self-interests among the aged, *Social Quarterly* 13 (1972) 244–252.
- United Nations*, General assembly. Report of the secretary general. 35th session, Item 71, New York 1980.
- U. N.*, World assembly on aging: Draft international plan of action: A conference report of the secretary general 1/3/22, New York 1982.
- Unruh, D. R.*, The social organisation of older people: A social world perspective, in: *Denzin, N. K.*, Studies in symbolic interaction, Vol. III, JAI Press, Greenwich 1980.
- , Invisible lifes. Social worlds of the aged, Sage, Beverly Hills 1983.
- Unruh, T.*, Aufruf zur Rebellion. »Graue Panther machen Geschichte«. Klartext Verlag, Frankfurt 1984.
- Veelken, L.*, Soziale Geragogik, Haag & Herchen, Frankfurt 1981.
- Weber, A.*, Offene Altenhilfe. Eine empirische Untersuchung, Drei-E-Verlag, Bochum 1983.
- Wendt, W. R.*, Geschichte der sozialen Arbeit. Von der Aufklärung bis zu den Alternativen, Enke, Stuttgart 1983.
- Werder, L. v., Blöchl, E., Himmelmann, K.*, Stadtteilarbeit und Erwachsenenbildung, Haag & Herchen, Frankfurt 1984.
- White, H., Boorman, S. A., Brieger, R. L.*, Social structure from multiple networks: I blockmodels of roles and positions, *American Journal of Sociology* 81 (1976) 730–780.
- Williams, T. F.*, Rehabilitation in the aging, Raven Press, New York 1980.
- Wiedemann, H.*, So leicht schafft uns keiner. Eine Alten-Initiative wendet sich gegen Einsamkeit und Entrechtung, Prometheus Verlag, Köln 1982.
- Wittenberg, R.*, Zur Ausgliederung älterer Menschen aus dem Straßenverkehrssystem, in: *Hohmeier, Pohl* (1978) 124–137.
- Wohlwill, J. F.*, Behavioural response and adaptation to environmental stimulation, in: *Damon, A.* (Hrsg.), Psychological anthropology, Harvard University Press, Cambridge 1964.
- Zimmermann, D.*, Soziale Isolation und Einsamkeit bei psychiatrischen Patienten, Betz, Weinheim 1982.
- Zimmermann, R.*, Alter und Hilfsbedürftigkeit, Enke, Stuttgart 1977.